

# spektrum

**BIGSAS-ERFOLG BEI DER EXZELLENZINITIATIVE**



# Editorial



Präsident der  
Universität Bayreuth  
Prof. Dr. Dr. h.c.  
Helmut Ruppert

Das Jahr der Geisteswissenschaften 2007 soll an die bedeutende Stellung der Geisteswissenschaften in unserer Gesellschaft erinnern. Unberechtigterweise waren diese in den letzten Jahren etwas in das Hintertreffen geraten, manche haben sogar behauptet, dass sie aus dem Blickfeld verschwunden sind. Die Förderung von Naturwissenschaften und Technik schien vor dem Hintergrund der Entwicklung der Wirtschaft wichtiger und wurde gefördert.

Man tut den Geisteswissenschaften damit unrecht. Sie zeigen uns die Wege, woher wir kommen, was wir tun, wohin wir gehen und wer wir sind. Erkenntnisse über Gesellschaften in ihrer kulturellen Entwicklung oder Entstehung und Ver-

lust von sozialen Bindungen zeigen, dass die Geisteswissenschaften auch den von der Gesellschaft geforderten „Anwendungsbezug“ haben.

Die Geisteswissenschaften sind in der Universität Bayreuth vorrangig in den Kernbereichen aufgebaut, haben aber mit der Afrikaforschung auch eine wichtige Klammer mit den so genannten „kleinen Fächern“. Die Profilsetzung der Geisteswissenschaften an der Universität Bayreuth hat zu neuen Organisationsformen der Zusammenarbeit geführt, Vernetzung auch mit Fachgebieten anderer Fakultäten ist dabei ein wichtiger Bestandteil.

Die Universität Bayreuth hat alle Magisterstudiengänge der Geisteswissenschaften aufgegeben. Sie

setzt auf die Bachelor- und Masterstudiengänge, die sich an den Profilen der Universität Bayreuth orientieren. Doktorandenprogramme führen zu einer konzentrierten Entwicklung des wissenschaftlichen Nachwuchses und vermeiden die „Isolation in Freiheit“. Zu den Merkmalen der Geisteswissenschaften der Universität Bayreuth gehört heute, dass überlange Studienzeiten vermieden werden und das Vorurteil mangelnder Berufschancen nicht mehr gegeben ist. Die Geisteswissenschaften zeigen heute ihre Bedeutung für Wirtschaft und Gesellschaft.

## Titelbild

Ein Glas Sekt war es den Wissenschaftlern der „Bayreuth International Graduate School of African Studies“ (BIGSAS) und der Hochschulleitung schon wert, als sie von der positiven Entscheidung der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern erfuhren: BIGSAS wird gefördert! Erwarten konnte man das Votum nicht, erhofft hatte man es schon.



## Impressum

Redaktion:  
Pressestelle der Universität Bayreuth  
Jürgen Abel, M.A. (ViSdP)  
Anschrift: 95440 Bayreuth  
Telefon (09 21) 55-53 23/4  
Telefax (09 21) 55-53 25  
pressestelle@uni-bayreuth.de  
<http://www.uni-bayreuth.de>

Kürzungen und Bearbeitung eingesandter Manuskripte behält sich die Redaktion vor.  
Alle Beiträge sind bei Quellenangaben frei zur Veröffentlichung. Belegexemplare sind erwünscht.

Herausgeber:  
Der Präsident der Universität Bayreuth

Satz und Layout:  
GAUBE media agentur, Bayreuth  
Telefon (09 21) 5 07 14 41  
[spektrum@gaube-media.de](mailto:spektrum@gaube-media.de)

Auflage: 4000 / dreimal jährlich  
Druck: Ellwanger Bayreuth  
Telefon (09 21) 500-113



# Inhalt

## Uni intern

Nachruf auf Prof. E. h. Dr. Dr. h. c. Klaus Dieter Wolff .....	4
BIGSAS einfach exzellent – Exzellenzinitiative fördert “Bayreuth International Graduate School of African Studies” .....	6
Landschaftsgärten des 18. und 19. Jahrhunderts .....	12
Mit Risiken leben – Der Deutsche Geographentag 2007 in Bayreuth .....	16
Mit Kung Shou Dao von De Guo nach Zhong Guo (Mit Leere Hand Weg von Tugend Land nach Mitte Land) .....	20
Gelungene Fortsetzung – Der zweite Tag der Mathematik an der Universität Bayreuth .....	26
Humboldts Universitätsidee – heute Abschiedsvorlesung an der Universität Bayreuth am 28.6.2007 .....	30



## Uni Personalien

Research interests of Henri Samuel (Bayerisches Geoinstitut) .....	37
Nachfolge am Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre IV Prof. Dr. Stefan Napel .....	40
Erstmals ein dritter Vizepräsident .....	42
Neuer Hochschulrat nun komplett .....	42
Ralf Brugbauer neuer Direktor der Universitätsbibliothek .....	43
Bayreuther Kristallchemiker mit E.ON-Kulturpreis ausgezeichnet .....	43
Dissertation zur Rechnungslegung von Unternehmen mit dem Förderpreis belohnt .....	44
Rehau Preis für Wirtschaftswissenschaften an Absolventin Juan Kan .....	45
Albert Maucher-Preis der DFG für Geowissenschaftler David Dolejš .....	46
Erster Thurnauer Preis für Musiktheaterwissenschaft an Dr. David Roesner (Exeter) .....	47



von Universitätspräsident Professor Dr. Dr. h.c. Helmut Ruppert

# Bayreuther Gründungspräsident nach Nachruf auf Prof. E. h.



*In memoriam: Professor E.h. Dr. Dr. h.c. Klaus D Wolff (1935 – 2007)*

Die Universität Bayreuth trauert um ihren Gründungspräsidenten, Professor E.h. Dr. Dr. h. c. Klaus Dieter Wolff. Er war am 22. November 2007 nach schwerer Krankheit verstorben. Klaus D. Wolff wurde 72 Jahre alt. Sein Tod bedeutet für die Universität Bayreuth den schmerzlichen Verlust ihres Gründungspräsidenten, der über 18 Jahre lang die Universität Bayreuth geführt und sich mit größtem persönlichen Einsatz um den Aufbau und die Entwicklung der Universität Bayreuth verdient gemacht hat.

Klaus Wolff trat nach dem zweiten juristischen Staatsexamen als Referent in das Bayerische Staatsministerium des Inneren ein. Im Februar 1964 wurde er in das damalige Kultusministerium abgeordnet, wo ihm die Sonderaufgabe der Vorbereitung des Baus der Gründungsstrukturen für die Universität Regensburg übertragen wurden.

Seitens des Ministeriums erhielt er für diese damals völlig neue Aufgabe in Bayern freie Hand. Er konnte in Abstimmung mit dem Staatsministerium und dem Strukturbeirat neue Wege gehen. Sein Leitsatz, dass es immer um die Ziele geht und dass es die Kunst ist, die besten Wege zu diesen Zielen zu suchen und zu finden,

hat die Aktivitäten seines gesamten Lebens bestimmt.

Nach drei Jahren Tätigkeit im Bayerischen Kultusministerium ist Klaus Wolff im Februar 1967 als Verwaltungsjurist an die Universität Regensburg gegangen. Im November 1968 wurde er dann als stellvertretender Geschäftsführer in den Wissenschaftsrat der Bundesrepublik Deutschland nach Köln berufen. Dort war er in einem Zeitraum, in dem sehr viele Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland gegründet wurden, für Projektarbeiten in der Gründungsphase zuständig.

Der Wissenschaftsrat hat auch die berühmte 60 km Radiuskreise um mögliche Hochschulstandorte in Deutschland gezogen, um damit eine möglichst große Fläche für die Einrichtung von tertiären Bildungseinrichtungen zu berücksichtigen. Damit waren die Universitäten Augsburg und Bayreuth die nächsten Gründungsvorhaben in Bayern.

Bereits im Jahre 1971 ist der Strukturbeirat für die Universität Bayreuth unter Vorsitz von Prof. Dr. Wolfgang Wild und mit Dr. Klaus Dieter Wolff als Mitglied gegründet worden. Am 14.12.1971 verabschiedete der Bayerische Landtag das Gesetz über die Errichtung der Universität Bayreuth. Es trat am 1.1.1972 in Kraft. Am 2.1.1972 nimmt dann die Geschäftsstelle für die Universität Bayreuth ihre Tätigkeit am Standort Bayreuth auf. In den Jahren 1971 bis 1974 hat der Strukturbeirat die grundlegenden Entscheidungen für die Universität Bayreuth getroffen.

Entscheidende Grundsätze zur Hochschulgliederung, zur Forschungsausrichtung und zum Studienbetrieb wurden angelegt. Das Konzept der

fachübergreifenden Profilsetzung, das gerade auch von Dr. Wolff stets verfolgt wurde, ist erst 25 bis 30 Jahre später von anderen Universitäten übernommen worden und heute wichtige Leitlinie einer Hochschulpolitik in Deutschland.

Als besonders glücklich erwies sich die Zusammensetzung der ersten Hochschulleitung der Universität Bayreuth, die mit dem Gründungspräsidenten Dr. Klaus D. Wolff und den beiden Vizepräsidenten, Professor Dr. Wolfgang Wild und Professor Dr. Walter Schmitt Glaeser aus der Mitte des Strukturbeirates gekommen ist.

Der Senat der Universität Bayreuth hat viele Vorschläge des Strukturbeirates übernommen, insbesondere wurden sofort die vier Forschungsschwerpunkte und Profildfelder Afrikanologie, Experimentelle Ökologie, Makromolekulare Chemie und Musiktheater eingerichtet und umgesetzt. Noch heute prägen nach weiterem Ausbau und einer Verstärkung der Forschungsschwerpunkte diese Profile die Universität Bayreuth. Von Dr. Wolff wurde die Universität Bayreuth mit guter Hand geführt und mit großer Weitsicht personell ausgebaut. In seiner Amtszeit wurde das Flächenkonzept für die Universität Bayreuth festgelegt und die wichtigsten Baumaßnahmen durchgeführt. Durch sein persönliches Vorbild wurde die Universität Bayreuth mit einem großen Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter aufgebaut. Von Anfang an war sein Einsatz für die Universität Bayreuth höchst erfolgreich. Es gelang, Grundsätze von Forschung und Lehre auf hohem Niveau zu realisieren. In den

# schwerer Krankheit verstorben

## Dr. Dr. h. c. Klaus Dieter Wolff

Jahren 1979 und 1985 wurde Dr. Wolff jeweils für weitere sechs Jahre Amtszeit als Präsident der Universität Bayreuth gewählt. Insgesamt stand er damit 18 Jahre an der Spitze der Hochschule.

In dieser Zeit ist es auch gelungen, den Aufbau von Wissenschaftskonzepten im nationalen und internationalen Rahmen zu stärken und eine gute Vernetzung der Universität Bayreuth innerhalb der Wissenschaftsinstitutionen zu ermöglichen. Innerhalb der Universität Bayreuth waren auch wichtige Stationen des Aufbaus die Gründung des Afrikainstitutes und des IWALEWA-Hauses, die Errichtung des Bayerischen Forschungsinstitutes für Experimentelle Geochemie und Geophysik (Bayerisches Geoinstitut), die Errichtung des Bayreuther Institutes für Terrestrische Ökosystemforschung (BITÖK), schließlich auch die Grundlegung für den Aufbau der Fakultät für Angewandte Naturwissenschaften. Viele internationale Partnerschaften wurden von Dr. Klaus Dieter Wolff angeregt und seit Anfang der 80er Jahre umgesetzt.

Der Bayerische Ministerpräsident hat die hohen Verdienste Dr. Klaus Dieter Wolffs 1990 mit der Verleihung des Bayerischen Verdienstordens gewürdigt. Die Universität Bayreuth hat ihm für seine herausragenden Verdienste um diese Universität 1991 die Ehrensenatorwürde verliehen. Bereits 1989, nach Lockerung des Eisernen Vorhangs, hat Dr. Klaus Dieter Wolff Kontakte zu den sächsischen und thüringischen Universitäten aufgenommen und sich für eine Förderung ihrer Eingliederung in das bundesdeutsche Hochschulsystem eingesetzt. Auf seine Vermittlung

wurden mehrere Professoren der Universität Bayreuth als Gründungsdekane an Universitäten der neuen Bundesländer eingesetzt.

Hohe Verdienste hat sich Klaus Wolff bei seinem persönlichen Einsatz um den Aufbau des sächsischen Hochschulsystems erworben. Der sächsische Staatsminister für Wissenschaft hat ihm 1998 die Professur Ehren halber (E. h.) verliehen. Insbesondere als Vorsitzender des Kuratoriums der TU Chemnitz und als Gründungsbeauftragter für die Universität Erfurt sind ihm große Erfolge beim Aufbau gelungen. Die Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar hat ihm im Jahre 2000 wegen der besonderen Verdienste die Ehrendoktorwürde verliehen.

Nachdem Dr. Wolff 1991 nicht mehr für eine weitere Kandidatur als Präsident zur Verfügung stand, hat er sich verstärkt auch den europäischen Kontakten im Wissenschaftsbereich gewidmet. Er hat viele Aufträge für die Europäische Union und für die European University Association (EUA) übernommen. Herauszuheben sind seine Tätigkeiten beim Aufbau der Universitäten in den baltischen Ländern und nach den politischen Auseinandersetzungen beim Zerfall Jugoslawiens die wichtigen Hilfeleistungen für den Strukturaufbau der südost-europäischen Universitäten.

In seiner ihm eigenen Art hat er beharrlich die Standards durchgesetzt. Er hat Programme der EUA zur Evaluierung vieler europäischer Universitäten angeregt und auch persönlich begleitet. Neben Strukturfragen von Universitäten lag ihm aber auch das wissenschaftliche Niveau der Lehre sehr am Herzen. Als man in Deutsch-

land Ende der 90er Jahre begann, den Bologna-Prozess, d. h., den Umbau auf gestufte Studiengänge Bachelor und Master, umzusetzen, ist Professor Dr. Wolff ein wichtiger Motor für die Setzung wissenschaftlicher Standards und Anforderungen gewesen. Unter seinem Vorsitz wurde die heute bedeutendste Evaluierungsagentur Acquin e. V. mit ihrem Sitz in Bayreuth gegründet. Im Jahre 2006 konnte er den Vorsitz in andere Hände geben.

Mit der Änderung des Bayerischen Hochschulgesetzes 1998 und der Einführung von Hochschulräten an bayerischen Hochschulen hat sich Professor Dr. K. D. Wolff noch einmal für die Universität Bayreuth als Mitglied des Hochschulrates und als sein stellvertretender Vorsitzender von 1999 bis zum 30. Oktober 2007 zur Verfügung gestellt.

Für die Wissenschafts- und Hochschulpolitik in Deutschland und Europa hat Professor Dr. Klaus Dieter Wolff Hervorragendes geleistet. Seinem Herzen am nächsten war die Universität Bayreuth, deren gedeihliche Entwicklung er als ihr Gründungspräsident bis zu seinem Lebensende mit großem Nachdruck und aktiver Teilhabe verfolgt hat. ■

*Grundsteinlegung für die 7. bayerische Landesuniversität durch den damaligen Ministerpräsidenten Alfons Goppel. 2. von rechts Dr. Klaus D. Wolf, links neben ihm der damalige bayerische Kultus- und Wissenschaftsminister Prof. Hans Maier. Links von MP Goppel der Vorsitzende des Strukturbeirats für die Universität Bayreuth und spätere bayerische Wissenschaftsminister Prof. Wolfgang Wild*







# BIGSAS

## Exzellenzinitiative fördert "Bayreuth International"

Riesiger Erfolg für die Universität Bayreuth! Der Bayreuther Vorschlag zur Einrichtung einer internationalen Graduiertenschule „Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS)“ wird durch die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder gefördert. Die Entscheidung darüber fiel am 19. Oktober. Die Bayreuther Afrikaforscher werden in den nächsten fünf Jahren rund eine Millionen Euro jährlich an Förderung erhalten. Der zweite Bayreuther Antrag für ein Exzellenzcluster „Polymer Nanostructures“ hat dagegen sein Ziel knapp verfehlt. Universitätspräsident Professor Helmut Ruppert machte jedoch deutlich, dass das Netzwerk herausragender Kompetenz der Bayreuther Makromolekül- und Kolloidforscher auf neue, vielversprechende Forschungsfelder ausgeweitet werden soll und kündigte die Einrichtung eines bereits in Planung befindlichen Bayrischen Polymerinstituts (BPI) an. Die Teilnahme an der Endrunde der Exzellenzinitiative sei ein „überzeugender Beleg dafür, dass wir auch auf diesem Gebiet ein vielversprechendes Konzept für einen leistungsstarken Verbund von Forschungskonzepten vorgelegt haben.“

„Das ist ein großartiger Erfolg für die Bayreuther Afrikaforschung, aber auch für die Afrikaforschung in ganz Deutschland“, freute sich der derzeitige geschäftsführende Direk-

tor des Bayreuther Instituts für Afrikastudien und BIGSAS-Sprecher Professor Dr. Dymitr Ibrizimow kurz nach Bekanntgabe der Förderentscheidung. Der Bayreuther Antrag sei der einzige unter den 44 Projekt-Vorschläge für die Förderlinie Graduiertenschulen gewesen, der sich mit der Afrikaforschung beschäftigt. Der Afrikanist führte die Entscheidung darauf zurück, „dass wir die Einzigsten sind, die auf erfolgreiche 20-jährige Erfahrung in der Afrikaforschung zurückblicken können.“

Einen „Meilenstein für die künftige Entwicklung unserer Universität, die ihre Spitzenposition im Bereich der Interdisziplinären Afrikaforschung weiter ausbauen und ein hochattraktives, neuartiges Konzept die die Graduiertenausbildung realisieren kann“, nannte Universitätspräsident Professor Dr. Dr. h. c. Helmut Ruppert die Förderentscheidung. Auch auf dem Gebiet der Afrikastudien gelte die Universität Bayreuth heute international als hervorragendes Zentrum fachübergreifender Forschung. Dieser Schwer-



Jürgen Abel

# einfach exzellent

## Graduate School of African Studies"

punkt sei ein Kristallisationspunkt für Forschungskompetenzen aus unterschiedlichen Fächern: Geographie und Ökologie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Ethnologie, Entwicklungssoziologie, Geschichtswissenschaft, Religions- und Islamwissenschaft, Sprach- und Literaturwissenschaften, Kunst- und Medienwissenschaft.

Professor Ruppert: „Dieser in Deutschland einzigartige, breit angelegte Verbund von afrikabezogenen Forschungskompetenzen ist in den letzten Jahrzehnten sowohl

durch Sonderforschungsbereiche und ein Graduiertenkolleg als auch durch das Institut für Afrika-Studien als Zentraler Wissenschaftlicher Einrichtung bedeutend gestärkt worden.“ Kontakte zu einer Vielzahl von Hochschulen und Forschungseinrichtungen in unterschiedlichen Regionen Afrikas versetzen die Bayreuther Wissenschaftler in die Lage, gemeinsam mit ihren afrikanischen Kollegen Strukturen und Prozesse in Afrika zu erforschen. Zudem sei dieser Schwerpunkt außerordentlich erfolgreich in der Aus-

bildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gewesen. Zahlreiche afrikanische Wissenschaftler seien in Bayreuth promoviert oder habilitiert worden. „Diese Tradition wollen wir nun mit unserem erfolgreichen Konzept für die ‚Bayreuth International Graduate School of African Studies‘ fortsetzen“, bekräftigte der Präsident.

Zugleich werde aber ein neuer Weg in der internationalen Graduiertenbildung beschritten. Deren innovative Strukturen würden eine enge Verzahnung von innovativer Forschung und Lehre, eine intensive persönliche Betreuung der Doktoranden, einen fakultätsübergreifenden Austausch auf dem Bayreuther Campus sowie eine stete Zusammenarbeit mit namhaften afrikanischen Universitäten gewährleisten. Professor Ruppert kündigte an, dass das Konzept der Bayreuther Makromolekül- und Kolloidforschung als „Netzwerk herausragender Kompetenzen“ in den kommenden Jahren vertieft und auf neue, vielversprechende Forschungsfelder ausgeweitet werde. Dazu werde ein bereits in Planung befindliches Bayreuthes Polymerinstitut (BPI) eingerichtet. „Damit können wir die Attraktivität unserer Universität für hochbegabte Nachwuchswissenschaftler, die in der Makromolekülforschung innovative Entwicklung aktiv mitgestalten wollen, weiter ausbauen“, bekräftigte der Präsident. ■

*Berechtigter Grund zum Feiern und mit Sekt anzustossen: Afrikaforscher mit BIGSAS-Sprecherin Prof. Dr. Ute Fendler (7. v.l.), dem derzeitigen Direktor des Instituts für Afrika-Studien (IAS), Prof. Dr. Dymitr Ibrizimow (5. v.l.), sowie Mitgliedern der Hochschulleitung, von rechts Vizepräsident Professor Dr. Ortwin Meyer, Uni-Kanzler Dr. Ekkehard Beck und Präsident Professor Helmut Ruppert.*





# „GREAT, GREAT, GREAT

## Erfolg bei der Exzellenzinitiative: Bayreuth

*Würden die Inhalte der elektronischen Post akustisch übertragen, wäre der Jubel sicher auch in Bayreuth zu hören gewesen. So war von Naomi Luchera Shitemi, Literaturwissenschaftlerin von der Moi-Universität in Eldoret, Kenia, um 11.59 Uhr MEZ folgendes zu lesen: „GREAT GREAT GREAT NEWS!!! GREAT INDEED!!“*

Die emotionale Reaktion aus einer der fünf beteiligten Partneruniversitäten deckte sich mit den Emotionen vieler Beteiligter in Bayreuth, die seit Monaten am Konzept, der Struktur und der rechtlichen Ausgestaltung einer Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGSAS) arbeiten. Noch im Sommer dieses Jahres hatte die Professorin aus Kenia gemeinsam mit Vertretern der Hochschulleitung, des Bayerischen Kultusministeriums sowie mit Kollegen der Bayreuther Afrikaforschung das Konzept und die Studieninhalte der geplanten Schule einem internationalen Gutachterteam der DFG in Bonn vorgestellt.

Gemäß der DFG sind „Graduiertenschulen ein wesentlicher Beitrag zur Profilierung und Herausbildung wissenschaftlich führender, international wettbewerbsfähiger und exzellenter Standorte in Deutschland. Sie sind ein Qualitätsinstrument zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und folgen dem Prinzip der Qualifizierung herausragender Doktorandinnen und Doktoranden innerhalb eines exzellenten Forschungsumfelds.“ Mit der Entscheidung in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder am 19. Oktober dieses Jahres wurde das

Vorhaben, eine internationale Graduiertenschule für Afrikastudien an der Universität Bayreuth zu errichten und langfristig zu institutionalisieren, nun um einen großen Schritt nach vorne gebracht: Mit einer Förderung von etwa einer Million Euro jährlich in einem Zeitraum von zunächst fünf Jahren kann die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses – insbesondere auch von Nachwuchswissenschaftlern aus Afrika – auf der Basis einer soliden materiellen Grundlage weiter ausgebaut werden und konsequent Schubkraft entwickeln.

Diese Schubkraft ist notwendig, denn zur Promotion steht den Doktoranden ein für Geisteswissenschaftler knapp bemessener Zeitraum von drei Jahren zur Verfügung. Die verbreitete Individualpromotion, die im Bereich der Kulturwissenschaft häufig schon aufgrund eines mindestens einjährigen

Feldforschungsaufenthaltes länger dauert, wurde neu organisiert und in einen aktuellen Forschungskontext eingebunden, ohne die thematische Initiative der Studenten einzuengen. Unterstützung bekommen sie in diesem Zeitraum auf vielfältige Art: durch Sprachkurse und stringente individuelle Ausbildungsplanung, sowie Mittel für die Feldforschung. Darüber hinaus ist die Organisation eigener und die Teilnahme an internationalen Konferenzen und das Publizieren in Fachzeitschriften im Ausbildungsplan festgeschrieben, um die Doktoranden rasch in einen internationalen Forschungskontext einzuführen. In regelmäßigen Abständen werden die Fortschritte der Promovenden durch Mentoren überprüft und im Hinblick auf die Lebensplanung der Nachwuchswissenschaftler durch ergänzende Lehrangebote in notwendigen Schlüsselkompetenzen begleitet, um sie





Christine Scherer

# NEWS!!! GREAT INDEED!!“

## International Graduate School of African Studies

auf Universitätslaufbahnen sowie auf akademische Laufbahnen auch außerhalb der Hochschule vorzubereiten.

Vorgesehen ist auch eine Reihe von unkonventionellen Maßnahmen im Bereich der Familien- und Frauenförderung. So sollen junge Wissenschaftlerinnen etwa aus familiären Gründen keine Reise oder Konferenz mehr absagen müssen, wenn sich andere Lösungen möglich machen lassen, die ihnen helfen können, ihren eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Für die Unterstützung und die Bedürfnisse der besonderen Belange von Doktorandinnen mit Familien, stehen in der BIGSAS deshalb eigens ausgewiesene Mittel zur Verfügung.

Die Graduiertenschule geht somit in jeder Hinsicht weit über das Instrument des Graduiertenkollegs hinaus, obwohl die guten Erfahrungen struktureller und inhaltlicher Art mit früheren Graduiertenkollegs in die Konzeption von BIGSAS deutlich eingeflossen sind. Im Unterschied zu einem Graduiertenkolleg, das über einen gewissen Zeitraum zur Ausbildung des Nachwuchses beiträgt, wird BIGSAS eine Dauereinrichtung sein, die die gesamte Afrikaforschung an der Universität umfasst. Damit kann den Doktoranden und Postdoktoranden ein breites Spektrum an Themen angeboten werden, das zudem immer wieder neuen Erfordernissen angepasst werden kann. Eröffnet werden Möglichkeiten, theoretische Ansätze zu entwickeln, die stets auf die praktischen Erfordernisse und Probleme des afrikanischen Kontinents ausgerichtet sind.

Das Spektrum möglicher Themenstellungen im Zusammenhang der Graduiertenschule reicht von der Grundlagen- und strategischen bis hin zur angewandten Forschung in und über Afrika: 1. Unsicherheit, Innovation und das Streben nach Ordnung in Afrika, 2. Kultur, Konzepte und Kommunikation in Afrika: Sprach-, literatur- und medienwissenschaftliche Ansätze, 3. Konzepte und Konflikte in der Entwicklungszusammenarbeit mit Afrika, 4. Umgang mit prekären Umweltveränderungen und Katastrophen in Afrika.

Mit dem positiven Bescheid für Bayreuth in der Förderlinie der Graduiertenschulen wird eine Einrichtung in Bayern gefördert, die strukturell und inhaltlich nicht nur auf der Landesebene, sondern auch auf der nationalen Ebene einmalig ist. Die Bewilligung der Graduiertenschule im Rahmen der Exzellenzinitiative ist damit ein Erfolg für die Universität Bayreuth insgesamt. Insgesamt 92 Anträge für drei Förderlinien waren in den Prüfungsgremien begutachtet worden. In der Gemeinsamen Kommission von Wissenschaftsrat (WR) und Deutscher Forschungsgemeinschaft (DFG) hat der Bewilligungsausschuss für die Exzellenzinitiative die Finanzierung von 21 Graduiertenschulen, 20 Exzellenzclustern und sechs Zukunftskonzepten beschlossen.

Vergleichbare Konzepte im Rahmen der Exzellenzinitiative, deren Perspektive ähnlich dezidiert auf den afrikanischen Kontinent ausgerichtet ist, gibt es bundesweit nicht. Somit wurde letztlich die seit mehr als zwei Jahrzehnten zielgerichtet



betriebene Profilbildung der Universität selbst durch den Wettbewerb bestätigt. Es zahlt es sich nun aus, dass in Bayreuth nie die weit verbreitete Rede vom ‚verlorenen Kontinent‘ zu hören war. Stattdessen wurde in die Afrika-bezogene Forschung und Lehre investiert. Insbesondere in den Geisteswissenschaften wurden Rufe an Wissenschaftler mit entsprechender thematischer Ex-

## Erfolg bei der Exzellenzinitiative: Bayreuth International Graduate School of African Studies

peritise vergeben. Aber auch in den Bayreuther Naturwissenschaften forschen und lehren Kollegen aus Afrika.

Ein weiteres Beispiel für diese konsequente Linie ist die Ausstattung der Afrikaabteilung der Bibliothek: Sie verfügt über mehr als 136.000 Bücher und insgesamt ca. 200.000 Publikationen. Die meisten davon sind für die Wissenschaftler frei zugänglich. Kollegen aus Afrika versetzt dies regelmäßig in Begeisterung: „Ein paradiesischer Zustand“, lobte jüngst Paulin Hountondji, einer der renommiertesten Philosophen Afrikas. Ergänzt wird dies durch multimediale Datenträger, rares Kartenmaterial sowie eine Fülle an grauer Literatur, die Bayreuther Afrikaforscher im Laufe ihrer teilweise 30jährigen Tätigkeit gesammelt haben. Sie wird nun durch ein weiteres kürzlich bewilligtes DFG-Projekt zur Digitalisierung, Editierung und Verfügbarmachung, kurz DEVA zugänglich gemacht.

Mit dem Iwalewa-Haus leistet sich die Universität schon seit 1981 eine weitere besondere Einrichtung. Bil-

dende und darstellende Gegenwarts-künste und die Musik des Kontinents wird hier in regelmäßigen Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Der Name des Hauses ist Programm: ‚Charakter ist Schönheit‘, bedeutet Iwalewa in der Sprache der Yoruba. Er ist mittlerweile nicht nur in Afrika wohl bekannt, sondern auch in der westlichen Kunstwelt, in der am Hause konzipierte Ausstellungen zirkulieren.

Zur herausragenden Bewertung der Graduiertenschule durch die Expertenkommission hat aber nicht nur die bestehende Infrastruktur beigetragen. Ein wirkliches Novum ist auch, dass in der Bayreuther BIGSAS nicht nur exzellente Promovenden aus Europa, Asien und Amerika, sondern vor allem auch Doktoranden aus Afrika auf breiter Basis gefördert werden können. In Afrika werden fünf von insgesamt 29 Universitäten, mit denen wissenschaftlicher Austausch besteht, das Herzstück der Kooperationen mit der BIGSAS bilden.

Dass die Wahl auf die Universität Mohammed V in Rabat, Marokko,



auf die Moi University in Eldoret, Kenia, die Université d'Abomey-Calavi (UAC) in Cotonou, Benin, die Universität Eduardo Mondlane in Maputo, Mozambik sowie auf die University of KwaZulu-Natal in Südafrika fiel, hat verschiedene Gründe: „An allen Universitäten besteht ein hohes Ausbildungsniveau und der ausdrückliche Wunsch, sich im internationalen Kontext weiter zu profilieren“, sagt der geschäftsführende Direktor des Instituts für Afrikastudien, Dymitr Ibrizimow. Die University of KwaZulu-Natal beispielsweise ist die größte Universität im südlichen Afrika und zählt mehr als 40.000 Studenten. Mit der Auswahl der Partneruniversitäten wird dokumentiert, dass die BIGSAS, wie die Bayreuther Afrikaforschung insgesamt im gesamten Afrika forscht und systematisch langfristige Kooperationen in stabilen Regionen unterstützt. Zu überwinden such man auch die noch immer bestehenden Grenzen zwi-





schen dem arabisch-, englisch-, französisch- und portugiesisch sprechenden Afrika. Darüber hinaus werden die Partneruniversitäten eine gewichtige Rolle bei der Auswahl der Studenten auch über ihre jeweiligen Einzugsgebiete hinaus übernehmen.

Dieser kooperative Ansatz ist in der Bayreuther Afrikaforschung von Beginn an fest verankert. Wissenschaftler arbeiten hier traditionell nicht nur über Afrika, sondern in der Regel gemeinsam mit afrikanischen Kollegen, wie sich am Beispiel des Aufbaus von Point Sud - Centre de Recherche sur le Savoir Local" in Bamako, Mali zeigt. Dieses Zentrum wurde von der Universität Bayreuth und dem Institut für Afrikastudien (IAS) gegründet und nahm 1997 seine Arbeit auf. Enge Kooperationen existieren in Fächern von der Geographie über die Religionswissenschaft und der Geschichte bis hin zur Afrikanistik, der Ethnologie und der Soziologie.

Letztere arbeiten momentan mit Kollegen des National Research Institute of Guinea Bissau (INEP). Doktoranden aus dem gemeinsamen Projekt ‚Local Strategies of Conflict Management in Guinea-Bissau‘, das von der Volkswagen-Stiftung gefördert wird, wollen sich nun im Rahmen der BIGSAS promovieren lassen.

Neben diesen und anderen Einzelprojekten und Kooperationen wurde zuletzt im Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg SFB-FK 560 ‚Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse‘ großen Wert auf die Ausbildung von Nachwuchswissenschaftlern aus Afrika gelegt. Ein eigens für afrikanische Doktoranden entworfenes Stipendien-Programm führte zu einer Förderung immerhin von 17 Doktoranden aus afrikanischen Ländern seit dem Jahr 2000. Obwohl bereits dies ein Novum in der Forschungslandschaft darstellt, weißt die Konzeption der internationalen Graduiertenschule

auch darüber hinaus: In der BIGSAS werden nun in den kommenden fünf Jahren bis zu 100 Doktoranden ausgebildet. Ziel ist es, etwa 50 Prozent der exzellenten Postgraduierten aus Afrika zu holen. Beinahe die Hälfte des gesamten Budgets ist für Stipendien eingeplant. Der dahinter stehende Gedanke ist offensichtlich und eine klassische win-win-Situation. Nach mehr als zwei Jahrzehnten Afrikaforschung- und -lehre verfügt die Universität Bayreuth über ungezählte wissenschaftliche Kontakte zu ehemaligen Bayreuther Promovenden aus Afrika. Sie alle denken sehr gern an ihre Zeit in Oberfranken und in der Stadt Bayreuth zurück und freuen nachweislich sich über Einladungen zu Vorträgen an die Universität, wie jüngst der Religionswissenschaftler Jacob Olupona, der mittlerweile an der Harvard Universität lehrt. Andere lehren an Universitäten in ganz Europa und Kanada, doch viele Wissenschaftler gehen wieder zurück in ihre Herkunftsländer, wo sie ihre beruflichen Laufbahnen an dortigen Universitäten oder in anderen gesellschaftlichen Bereichen fortsetzen.

Zurück nach Bayreuth: Die die koordinierten Forschungsprogramme der Vergangenheit (SFB 214 von 1984-1997 und SFB 560 von 2000-2007, sowie ein Graduiertenkolleg von 1990-1999 haben gezeigt, dass es möglich ist, eine Vielfalt an Disziplinen, wie sie im Bereich der Afrikaforschung an der Universität Bayreuth existiert, auf ein gemeinsames Forschungsthema zu fokussieren. Auf diesen Erfahrungen baut die BIGSAS auf. Vom Sommersemester 2008 an werden die Doktoranden dann auch ihr neues Domizil in einem Gebäude der Universität beziehen können. Hier waren die Kulturwissenschaften viele Jahre lang untergebracht, bevor für sie ein eigenes Gebäude am Campus errichtet wurde. Dort, am Campus, wird es jetzt erst einmal zu eng für den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Bayreuther Afrikastudien. ■



# Landschaftsgärten des Landscape Gardens in the

## Beispiele deutsch-britischen Kulturtransfers Examples of British-German Cultural Transfer



Frances Dimond (Windsor) trägt vor über „Prince Albert's Gardens in Britain“.

Vortrag im Hofgarten in Coburg.

Die diesjährige Konferenz der Prinz-Albert-Gesellschaft (PAG) – eine wissenschaftliche Gesellschaft unter der Leitung von Prof. Dr. Franz Bos-

*Im Garten verbinden sich Natur und Kultur: Vegetation und naturräumliche Gegebenheiten werden vom Menschen aufgrund eigener Konzeptionen gestalterisch genutzt. Die maßgeblichen Gestaltungskonzeptionen unterliegen dabei historischer Entwicklung und Veränderung; insofern gehört das Thema Garten (auch) in den Bereich der historischen Kulturwissenschaften.*

bach, Vizepräsident der Universität Bayreuth, welche die deutsch-britischen Beziehungen erforscht und unterstützt – hat die historische Dimension der Gartengestaltung exemplarisch am Thema „Landschaftsgärten des 18. und 19. Jahrhunderts: Beispiele deutsch-britischen Kulturtransfers“ diskutiert. Der Transfer von Konzepten und Knowhow wurde dabei anhand des »Englischen Gartens« und mit besonderem Augenmerk auf die Landschaftsparks in Gotha und Coburg thema-

tisiert. Der »Englische Garten« beruht auf einem Gestaltungsprinzip des Gleichgewichts zwischen Ordnung und beabsichtigter Unordnung, welches die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Parks betonen sollte. Charakteristische Merkmale waren eine hügelige Geländemodellierung, weite Rasenflächen, als malerischer Blickfang eingesetzte Baumgruppen, Seen und Flüsse mit natürlich wirkenden Uferkonturen und Wasserläufen. Dieser Stil löste den nach geometrischen Formen



# 18. und 19. Jahrhunderts

## 18th and 19th Centuries

### 26. Konferenz der Prinz-Albert-Gesellschaft

aufgebauten französischen Barockgärten als führende Gartenbauarchitektur in Europa ab.

Wie der Name schon verrät, stammte diese Gestaltungsweise aus Großbritannien. Ihre bedeutendsten Vertreter waren Lancelot „Capability“ Brown (1715-1783) und Humphry Repton (1752-1818), deren landschaftliche Gestaltung deutsche adelige Reisende so sehr beeindruckte, dass diese ihre Ländereien nach den in Großbritannien gesehenen Gärten umgestalten ließen und so diese Form der Landschaftsarchitektur in Deutschland einführten. Der Bekannteste war Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785-1871), der sich intensiv mit dem englischen Gartenbau auseinandersetzte, sowohl praktisch bei der Umgestaltung seines Herrschaftsgebietes Muskau als auch theoretisch in Form einer Gartenbauanleitung.

Ein erster Landschaftsgarten nach englischem Vorbild entstand im Schlosspark von Gotha. Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1745-1804) ließ diesen nach den bei seinen Besuchen in Großbritannien gesehenen Parks von seinen aus England stammenden Gärtnern, zunächst von 1769 bis 1771 John Haverfield d.J. (1741-1820), ab 1772 Thomas Webb, im Stil des „Capability“ Brown erschaffen: große Rasenflächen, einzelne Bäume

oder Baumgruppen – vor allem nordamerikanische Sorten aus Kew – besonders als Uferbepflanzung, was den Teich als Fluss erscheinen ließ, und als Mittelpunkt der Teich selbst, auf dessen Insel sich Ernst II. bestatten ließ.

Seit 2004 ist die „Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten“ mit der Erhaltung des Schlosses Friedenstein und des Schlossparks Gotha beauftragt. Diese Stiftung hat u.a. eine Sonderausstellung unter der Leitung von Jens Scheffler veranstaltet: „Gotha – Im Reich der Göttin Freiheit. Der erste englische Garten auf dem Kontinent“ (19. Mai – 28. Oktober 2007), welche eindrucksvoll und anschaulich die Entstehung und Entwicklung des »Englischen Gartens« bis zum heutigen Tag dokumentiert.

Im 19. Jahrhundert entstanden besonders in Coburg, der Residenzstadt der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha, englische Landschaftsparks, auch bereits vor der Eheschließung des Prinzen Albert mit Königin Victoria von Großbritannien.

Unter Ernst I. (1784-1844) begann die Umgestaltung des Hofgartens auf dem Festungsberg im landschaftlichen Stil, welche vor allem darauf zielte, durch gut arrangierte Baumgruppen den Blick über das



Vortrag im Englischen Garten im Schlosspark von Gotha; im Hintergrund das frühere Herzogliche Museum.



## Landschaftsgärten des 18. und 19. Jahrhunderts

Landscape Gardens in the 18th and 19th Centuries

herzogliche Mausoleum auf die über der Stadt thronende, mittelalterliche Stammburg, die Veste, zu lenken. In der Regierungszeit Herzog Ernsts II. (geb. 1818, reg. 1844 – 1893) erfolgte nach erfolgreichen Grundstückskäufen die Neuschaffung eines Landschaftsparks unter dem Hofgärtner Carl Gustav Zeisig. Dieser Park verband nun zum ersten Mal die beiden herzoglichen Schlösser, Veste und Ehrenburg, sozusagen große Geschichte und repräsentative Gegenwart der Dynastie, miteinander.

Auch der Park des Kammergutes Rosenau bei Coburg, dem Geburtsort der Prinzen Ernst und Albert,



*Junge Konferenzteilnehmer: Studierende der Graduate School „Mittel-europa und angelsächsische Welt 1300-2000“ der Universität Bayreuth (von links: Nora Thielert, Andreea Badea, Dirk Pfeifer, Beate Oehmichen, Katharina Beiergrößlein, Angelika Schoder).*



wurde nach englischem Vorbild gestaltet. Geprägt war der Park von natürlichen und gotischen Elementen. Auf der großflächigen, von Bäumen gesäumten Anlage entstanden zahlreiche Gebäude, so Kavalier- und Gärtnerhäuser, eine Ökonomie und eine Schweizerei. Ernst II. ließ schließlich noch einen ‚viktorianischen‘ Küchengarten anlegen. Auch romantische Elemente fanden Einzug in den Landschaftsgarten. Es wurden ein Turnierplatz für Ritterspiele, eine Felsengrotte und Wasserfälle kreiert, so dass letztendlich ein idyllisches Gartenreich entstand.





*Parkteich mit natürlich gestalteten Uferkonturen und Merkurtempel im Englischen Garten des Schlossparks von Gotha.*

der Arbeitsabläufe, wurden hier angewandt. Insgesamt wurde in Callenberg der englische Stil so sehr kopiert, dass man neben Küchengärten und Terrassen auch britische Kleinarchitekturen wie das ‚Cottage‘, ein einfaches, kleines, aus Natursteinen gefertigtes Wohngebäude für Bauern, einführte.

Durch unsachgemäßen Umgang im 20. Jahrhundert hat die Anlage Callenberg viele Verluste hinnehmen müssen. Heute beherbergt das Schloss ein Museum, welches den herzoglichen Kunstbesitz des Hauses Sachsen-Coburg-Gotha ausstellt. ■

Der dritte bedeutende Landschaftspark im Coburger Umfeld ist der von Schloss Callenberg, der Sommerresidenz der Herzöge. Das Schloss selbst stellt eines der wichtigsten Beispiele englisch geprägter Neugotik in Bayern dar und bildet mit dem weitläufigen Park ein in die freie Landschaft integriertes Gesamtkunstwerk. Unter Ernst II. bzw. seinem Bruder, dem britischen Prinzgemahl, entstand in diesem Ensemble auch die erste deutsche Musterfarm nach englischem Vorbild. Die neuesten landwirtschaftlichen Technologien und Methoden, insbesondere die Rationalisierung



*Konferenzteilnehmer im Gespräch: Peter von Butler, Botschafter a.D., und Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Ruppert, Präsident der Universität Bayreuth.*

# Mit Risiken leben – Der Deutsche Geographentag

## Bayreuther GeographInnen richten Kongress für

*„Der Deutsche Geographentag 2007 Bayreuth ist und war klasse!“, so urteilte Prof. Dr. Elmar Kulke, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Geographie (DGfG), im Rahmen der Zentralveranstaltung über den Großkongress, der im Auftrag der DGfG durch das Fach Geographie der Universität Bayreuth (Ortsausschuss) organisiert und vom 29. September bis zum 5. Oktober 2007 in Bayreuth ausgerichtet wurde.*

### Programm:

Es war aber wohl nicht nur das offenbar den Puls der Zeit treffende Thema, das mehr als 2150 KongressteilnehmerInnen aus dem In- und Ausland nach Bayreuth führte, sondern auch die Tatsache, dass in der langen, über 100 jährigen Tradition Deutscher Geographentage erstmals GeographInnen aus Universität und Schule sowie angewandt arbeitende GeographInnen aus der Planungspraxis aktiv in die Programmgestaltung eingebunden und zu einer gemeinsamen Tagung zusammengeführt wurden, um den gegenseitigen Austausch zu befördern.

Über das Tagungsmotto hinausgehend wurden dem interessierten



*Prof. Kulke, Präsident der DGfG, bei der Begrüßung der KongressteilnehmerInnen*

Die Bezeichnung „Geographen-TAG“ ist somit nicht ganz korrekt, wurden die zahlreichen BesucherInnen doch eine ganze Woche in unterschiedlich gearteten Veranstaltungen mit fachspezifischen, aber v. a. auch fächerübergreifenden Informationen aus der aktuellen Forschungsdiskussion versorgt.

### Tagungsmotto:

Das Tagungsmotto war mit dem Themenfeld „Umgang mit Risiken: Katastrophen, Destabilisierung, Sicherheit“, deshalb bewusst so gewählt, dass die Geographie ihre Stärken als Schnittstellenfach zwischen Natur- und Gesellschafts- bzw. Geisteswissenschaften einer breiten Öffentlichkeit aus Wissenschaft, Schule und Praxis präsentieren konnte. Der Deutsche Geographentag 2007 Bayreuth behandelte damit eine vielschichtige, – nicht erst seit Ereignissen wie dem Wirbelsturm „Katrina“ und den Terroranschlägen vom 11. September – aktuelle und gesellschaftlich relevante Thematik.



*Podiumsdiskussion zum Thema Innenstadintegrierte Einkaufszentren im Weißen Saal, Schloss Fantaisie*

(Fach-)Publikum Forschungsergebnisse aus allen Teilbereichen der Geographie präsentiert, so dass das Angebot über 150 Einzelveranstaltungen (Vorträge, Podiumsdiskussionen und Workshops) umfasste. Ein Teil der Veranstaltungen wurde so angeboten, dass auch die interessierte Öffentlichkeit Zugang erhielt. Von diesem Angebot wurde v. a. im Rahmen der Podiumsdiskussionen zu regionsspezifischen Themen, wie z.B. dem Themenkomplex „Innenstadintegrierte Einkaufszentren – Chance oder Risiko“ (organisiert durch Prof. R. Monheim, Bayreuth) Gebrauch gemacht. Wie erhofft, entwickelte sich auch die ebenfalls öffentlich zugängliche



Angela Danner

# 2007 in Bayreuth

## über 2000 TeilnehmerInnen an der Universität aus

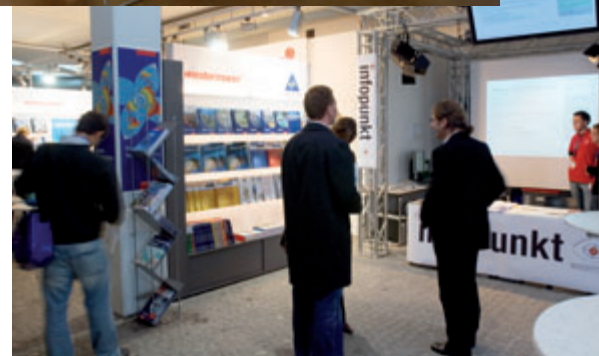


Deutscher Geographentag  
2007 Bayreuth 29.09. - 05.10.2007  
Kongress für Wissenschaft, Schule und Praxis



Festredner das Thema „Die ökologische Aggression. Subventionierter Wohlstand im Norden – Naturkatastrophen im Süden“ aufgriff. Ebenfalls stets gut besucht waren die so genannten Keynote-Vorträge, die mit Prof. Dikau (Bonn), Prof. Bohle (Bonn), Prof. Don Mitchell (Syracuse) und Dr. Ben Wisner (Oberlin) von renommierten Wissenschaftlern bestritten wurden und pointierte und allgemein verständlich aufbereitete Informationen zu den drei im Motto der Veranstaltung repräsentierten Themenfeldern „Katastrophe“, „Destabilisierung“ und „Sicherheit“, sowie einen themenübergreifenden Vortrag boten.

Mit dem Einbau von stark nachgefragten State-of-the-Art-Vorträgen wurde dem Wunsch vieler TeilnehmerInnen aber auch PressevertreterInnen nach zusammenfassenden Synthesen zu Teilgebieten der Geographie entsprochen. Prof. Jacobeit (Augsburg), Prof. Pohl (Bonn), Prof. Brückner (Marburg) und Prof. Rauch (Bonn) boten einen auch für Außenstehende leicht verständlichen Einstieg in den aktuellen Dis-



kussions- und Forschungsstand der ausgewählten Themenfelder „Klimawandel“, „Sozialgeographie“, „Geoarchäologie“ und „Geographische Entwicklungsforschung“.

Neben den zahlreichen Vortragsveranstaltungen hatten die TeilnehmerInnen die Möglichkeit, verschiedene Ausstellungen zu besuchen, so z. B. die Fach- und Verlagsausstellung, die die Flure und Foyers der Gebäudekomplexe Naturwissenschaften I und II in einen Messestandort für Verlage (u.a. Westermann/Schroedel, Klett, Stark, Cornelsen, Elsevier, Steiner, Ulmer, Aulis, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Schweizerbart'sche/Gebr.

*Der Campus als Messestandort für die Fach- und Verlagsausstellung*

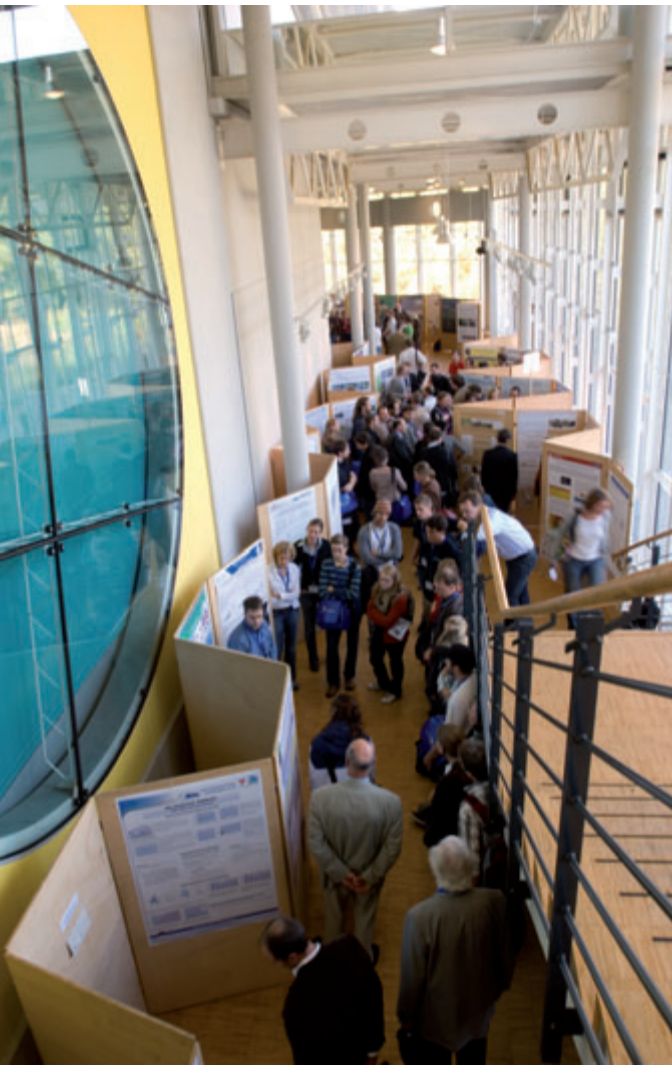
Zentralveranstaltung zum Besuchermagnet, in deren Rahmen der ehemalige Bundesumwelt- und Bundesbauminister und langjähriger Direktor des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) in Nairobi, Prof. Dr. Klaus Töpfer, der derzeit an der renommierten Tongji-Universität in Shanghai lehrt, als



*Prof. Dr. Töpfer während des Festvortrages innerhalb der Zentralveranstaltung*



## Mit Risiken leben – Der Deutsche Geographentag 2007 in Bayreuth



Postersession in der Campusgalerie

v.l.:  
Oberbürgermeister Dr. Hohl, Prof. Dr. Popp (Vorsitzender des Bayreuther Ortsausschusses und Autor der Posterausstellung zur Bayreuther Stadtentwicklung), Landrat Dr. Dietel und Sparkassendirektor Schiminski während der Ausstellungseröffnung

Borntraeger) und andere Anbieter (z.B. ESRI, IntelEducation, FWU, Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, mbmSystems, Vermessungsamt Bayreuth ...) sowie Geographische Institute und Verbände verwandelte, die ihre Produktpalette bzw. Arbeit präsentierten.

Die Posterausstellung lud die BesucherInnen zur pointierten Kurzinformation über aktuelle geographische Forschungsfelder in die Campusgalerie. Im Rahmen einer sogenannten Postersession wurden Führungen durch die knapp 100 Poster umfassende Ausstellung angeboten, in deren Rahmen die AutorInnen der Poster am Objekt selbst eine kurze Zusammenfassung lieferten und anschließend für Fragen zur Verfü-

gung standen. Die Posterjury wählte den Beitrag von Herrn Johannes Venjakob (Wuppertal) zum Thema „Nutzung von Satellitendaten für die Regionalisierung des Nahwärmepotenzials erneuerbarer Energien in Deutschland“ zum gelungensten Poster der Ausstellung. Es wird in einer der nächsten Ausgaben der Fachzeitschrift „Geographischen Rundschau“ (Westermann) veröffentlicht werden.

Mit der Posterausstellung „Stadtentwicklung von Bayreuth“, die in den Kundenhallen der Sparkassen-Gebäude in der Opernstraße und am Luitpoldplatz präsentiert wurde, lieferte der Lehrstuhl Stadtgeographie und Geographie des ländlichen Raumes der Universität Bayreuth (Prof. H. Popp) eine Zusammenschau von Texten, Fotos, vielen alten und neuen Karten sowie Senkrecht- und Schrägluftbildern zur Stadtentwicklung von Bayreuth seit dem 17. Jahrhundert.

Bayreuth war somit nicht nur Ausrichtungsort des Deutschen Geographentages 2007; die Stadt und die Region wurden im Verlauf der Tagung auch selbst zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses. In diesem Zusammenhang sind auch die 35 angebotenen Exkursionen zu nennen, in deren Rahmen über die theoretische Auseinandersetzung hinaus eine reale Begegnung mit re-

gionsspezifischen Phänomenen und Besonderheiten angestrebt wurde.

Anlässlich des Kongresses wurden mit dem „Exkursionsführer Oberfranken“ (Hrsg.: Jörg Maier) und dem Stadtgeographischen Exkursionsführer „Bayreuth – neu entdeckt“ (Autor: Herbert Popp) zwei Werke aufgelegt, die Interessierten die Möglichkeit geben, die Stadt und die Region - zwar auf eigene Faust, aber angeleitet durch die Lektüre - selbst zu erkunden. Beide Exkursionsführer sind im Buchhandel erhältlich und bieten auch dem vermeintlich Ortskundigen noch die ein oder andere Überraschung.

Der wichtigste nationale Fachkongress wurde darüber hinaus als Plattform genutzt, um das Zusammentreffen lokaler Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik zum Austausch über aktuelle regionsspezifische Themen zu nutzen. So wurden z.B. „Kommunale Netzwerke in Oberfranken als einzige wahre Entwicklungsstrategie oder Ablenkung vom Eigentlichen“ auf Einladung des Instituts für Entwicklungsforschung im Ländlichen Raum Ober- und Mittelfrankens e.V. im Weißen Saal des Schlosses Fantaisie kontrovers diskutiert.

Über den Kongress hinaus bot der Geographentag in Bayreuth ein reichhaltiges kulturelles Beiprogramm, das eigens für die Teilneh-





merInnen entwickelt worden war. Mit einem Sonderkonzert des Hofer Blechbläser-Quintetts „Rekkenze Brass“ im Markgräflichen Opernhaus, der traditionsreichen Soirée (musikalisch umrahmt von SängerInnen des Opernstudios Oberfranken e.V.) und dem Geographen-Oktoberfest im Herzogkeller wurde auch dafür gesorgt, von den fachlichen Dingen (etwas) abzulenken. Als besonders erfreulich, ist der hohe Anteil studentischer TeilnehmerInnen (knapp 700) zu bewerten, die neben dem regulären Programm vor allem die vielfältigen Angebote des so genannten „Jungen Geographentages“ nutzten. Dabei handelte es sich um Veranstaltungen, die von Bayreuther Studierenden und DoktorandInnen für NachwuchsgeographInnen anderer Universitäten angeboten wurden. Das Angebot reichte von Autorenlesungen und Filmvorführungen zum Tagungsthema über Präsentationen „junger“ Forschungsbeiträge (Diplomarbeiten und Ergebnisse von Geländepraktika) und Veranstaltungen zum Berufseinstieg bis hin zu einem eigenen Exkursionsprogramm (Sportklettern in der Fränkischen Schweiz und „Geocaching“, einer GPS-gestützten „Schnitzeljagd“).



**Bilanz:**

Wir blicken auf eine gelungene Tagung mit über 2000 TeilnehmerInnen zurück. Der erste Gesamt-Geographentag unter Mitwirkung aller Teilverbände der Deutschen Gesellschaft für Geographie hat zum erhofften regen Austausch unter den GeographInnen aus Hochschule, Schule und Praxis geführt. Viele TeilnehmerInnen gaben an, positive Eindrücke, neue Kooperationsideen und andere kreative Anregungen vom Deutschen Geographentag 2007 Bayreuth mitgenommen zu haben, die ihre künftige Arbeit bereichern werden.

Ein eigens entwickeltes Konzept zur Motivierung und Sensibilisierung der (auch überregionalen) Medien führte zu einem lebhaften Presseecho in Rundfunk (Deutschlandfunk, Radio Berlin Brandenburg, Bayerischer Rundfunk, Bayern 2, Kulturradio, Radio Schallwerk), Fernsehen (Phoenix TV) und Printmedien (FAZ am Sonntag, Frankfurter Rundschau, Süddeutsche Zeitung, Wiener Zeitung, Frankenpost, Bayerische Rundschau, Nordbayerischer Kurier), was hoffentlich zu einem gestärkten Selbstverständnis aller Geographinnen und Geographen beiträgt. ■

*Geographen-Soirée in der Bayreuther Stadthalle*



*Gruppenfoto eines Teils der (studentischen) MitarbeiterInnen*



# Mit Kung Shou Dao von

(Mit Leere Hand Weg von



*Wie fühlt man sich, wenn man von einer Universität ins Land der Mitte eingeladen wird, um dort Karatedo zu unterrichten? Nun – etwa so, als sollte man Eulen nach Athen tragen. Noch dazu kam die Einladung von der Fakultät für traditionelle chinesische Sportarten der Sporthochschule Tianjin! Die dortigen Wushu-Lehrer sind von höchstem Rang und pflegen eine enge Beziehung zum Shaolin-Tempel in Luoyang. Zum Beispiel Li Yingjie. Er wurde vom höchsten Lehrer und Leiter des Shaolin-Tempels ausgebildet und zertifiziert und lehrt nun traditionelle und moderne Wushu-Stile in Tianjin. Umgekehrt sind einige ehemalige Schüler meines Freundes und Gastgebers Prof. Dr. Mei Hangqiang Lehrer in Shaolin. Prof. Mei selbst ist der Dekan der Wushu-Fakultät.*

*Ich habe ihn 2004 persönlich kennen gelernt, als er Bayreuth besuchte. Bereits drei Jahre vorher hatten wir E-Mail-Kontakt, denn er bat mich – vermittelt durch den Geschäftsführenden Direktor des Instituts für Sportwissenschaft der Universität Bayreuth, Prof. Dr. Walter Brehm – um Unterstützung bei seinen Recherchen über die Kampfkünste der Welt zur Fertigstellung seiner Dissertation. Sein Auftritt in Bayreuth zusammen mit seinem jungen Kollegen Li und einigen seiner Schüler war äußerst beeindruckend.*

*In 2006 verbrachte Hangqiang dann einen halbjährigen Studienaufenthalt in Bayreuth. In dieser Zeit bildet er mich im Taijiquan weiter aus und zertifiziert mich zum Lehrer. Und er schlug einen Gegenbesuch vor, bei dem ich in Vorträgen über Kampfkunst aus westlicher Perspektive sprechen und Karatedo-Unterricht halten sollte. Gesagt – getan. Und dies nun ist der Reisebericht.*

Anreise, Samstag, 8. September 2007. Der Anflug auf Beijing beeindruckt zunächst durch die Steppenlandschaft der Mongolei, die dann in eine zerklüftete Berglandschaft und bald in flächige Bebauung übergeht. Kurz vor dem Flughafen überrascht ein weitläufiger Golfplatz. Landung und Flughafen-Checkout verlaufen zügig und Hangqiang erwartet mich freudestrahlend am Ausgang. Einer herzlichen Begrüßung folgt eine ca. zweistündige Fahrt nach Tianjin. Tianjin ist mit acht bis fünfzehn Millionen Einwohnern (die Angaben schwanken je nachdem, welche Randbezirke man mit einbezieht) die dritt- bis viertgrößte Stadt von „Zhong Guo“ – so heißt China auf Chinesisch – „Mitte Land“. Die Stadt liegt 130 km südöstlich von Beijing in der Bohai-Bucht und hat seine besondere Bedeutung als Eintrittspforte der Konzessionsmächte England, Frankreich und Deutschland im 1900. Deshalb findet man in Tianjin auch noch viele architektonische Relikte europäischen Baustils. Ich werde in einem sehr guten Hotel in unmittelbarer Nähe zur Uni untergebracht. Nach einer willkommenen Pause holt mich Hangqiang mit seiner Tochter – sie ist Mitglied der chinesischen Wushu-Nationalmannschaft und Hochschullehrerin an der Tianjin University for Economy and Administration – ab und führt mich in ein „westliches“ Restaurant. Dort



wird beim Essen der Wochenplan besprochen. Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag jeweils 90 Minuten Karatedo-Training, am Mittwoch der Vortrag über „Wushu and Karatedo in Germany“ und am Donnerstag über „How to teach eastern martial arts in western public schools or: the best fight is the one never fought“. Mein Gastgeber hatte mich um diese Themen gebeten.

Als Thema des Karatedo-Trainings hatte ich mir die Kata (= festgelegte Form) Kanku-Dai in Form und Anwendung ausgesucht. Der Grund hierfür liegt nahe: Ich wollte meinen Gastgebern etwas von dem zurückgeben, was ihre Vorfahren der Welt gegeben haben – denn die Wurzeln der Kanku-Dai liegen in Shaolin. In Werner Linds „Lexikon der Kampfkünste“ (2001, S.168f., 288f., 362f.) kann man dazu lesen, dass die Kanku eine japanische Variante der Okinawanischen Kushanku ist, in vielen Schulen des Karate geübt wird und auch im Shotokan

# De Guo nach Zhong Guo

## Tugend Land nach Mitte Land)



Fotos: Das Wushu-Team der Sporthochschule Tianjin 2004 an der Uni Bayreuth (links: Vorführung; Mitte: Prof. Mei, rechts: sein Team im Unterricht mit Bayreuther Studenten (Kollege Li Yingjie im roten Seidenanzug) (Quelle: privat)

ryu (= der am weitesten verbreitete Karatedo-Stil) eine repräsentative Kata darstellt.

Der Name Kushanku kommt von einem gleichnamigen chinesischen Kampfkunsteperten des Shaolin Quanfa. Man vermutet, dass Kushanku als chinesischer Militärattaché im Jahre 1756 im Zuge der chinesisch-japanischen Handelsbeziehungen nach Okinawa kam und sich dort bis 1762 aufhielt. Der damalige Kaiser der Ming-Dynastie wählte „36 Familien“ aus dem chinesischen Gebiet Fujian, deren Mitglieder in verschiedenen Berufen und Künsten ausgebildet waren, aus, die sich auf Okinawa in der Nähe der Stadt Naha in einer chinesischen Siedlung (Kumemura) niederließen. Einer von ihnen war eben Kushanku, ein bekannter Kampfkunsteperte seiner Zeit. Man spricht Kushanku die Einführung der zurückgezogenen Hand an der Hüfte (Hi-kite) und einer Form des Kumite (= Zweikampf) in das Okinawanische Karate zu.

Die Kanku-Dai ist die japanische Hauptform der alten Kushanku. In den japanischen Stilen setzte sich die Itosu no kushanku durch. Sie wurde besonders von den Meistern Funakoshi Gichin und Mabuni Kenwa in Japan gelehrt und verbreitete sich danach in allen dem Shotokan ryu und dem Shito ryu verwandten Stilen, allerdings mit einigen Veränderungen. Die Bezeichnung Kanku wurde von Funakoshi Gichin, dem Begründer des modernen Karatedo, in den 1930er Jahren eingeführt. Man nimmt an, dass diese Form seine Lieblingskata war, denn als er 1921 gebeten wurde, seine Kunst in Japan vorzustellen, demonstrierte er die Kushanku. Im Besonderen lehrt die Kanku das richtige Verhältnis zwischen starkem und leichtem Krafteinsatz und

zwischen langsamem und schnellem Rhythmus. Ihr psychologischer Inhalt bezieht sich auf das Gleichgewicht dieser Gegensätze und repräsentiert die Einheit des Universums im natürlichen Rhythmus der Veränderungen. Aufgrund dessen wird sie Kanku (Blick in den Himmel) genannt. Wörtlich bedeutet Kan „beobachten“ und Ku „Leere“ oder „Himmel“. Durch die eröffnende Bewegung der Kata wird mit den Händen ein Dreieck über dem Kopf gebildet. Man lehnt sich leicht zurück und schaut durch das Dreieck in den Himmel.

Kung Shou Dao (= chin. für Kara Te Do) gibt es in der Sporthochschule Tianjin erst seit einem halben Jahr. Im Vorfeld meines Besuchs hatte sich Li Yingjie in Japan fortgebildet und er führt nun seit Anfang 2007

Schriftzeichen für Kanku-Dai (Quelle: <http://karate.zeitformat.de>; Original in Schlatt, 2007, S.36) und Technik der Kanku-Dai (Quelle: privat)

觀空大





## Mit Kung Shou Dao von De Guo nach Zhong Guo

eine Karatedo-Klasse, die er mir zur Verfügung stellte. Mein Einsatz war also von Seiten der gastgebenden Hochschule als Beitrag zur Entwicklung ihrer Kampfkunstvielfalt gedacht. Umso mehr war es wichtig, eine Form zu wählen, die Karatedo möglichst umfassend abbildet. Weil ich davon ausgehen konnte, dass es sich bei seinen Schülern um durchwegs gute Kampfkünstler handelt, sollte die Kanku-Dai in Kata und Bunkai (= Anwendung) durchaus in vier Trainingseinheiten zu bewältigen sein.

Nebenbei bemerkt: Das „Kung“ in Kung Shou Dao heißt „leer“ und hat nichts zu tun mit dem „Kung“ in Kungfu. Jenes „Kung“ heißt so viel wie „durch Übung erlangte Fähigkeit“. „Fu“ heißt sowohl „Mensch“ als auch „Meister“; Kungfu ist also eine durch Übung erlangte menschlich-meisterliche Fähigkeit.

Meine erste Demonstration der Kanku-Dai wurde von meinen chinesischen Schülern mit lautem Beifall quittiert. Überhaupt zeigte sich, dass jede gelungene Demonstration – etwa die eines schnellkräftigen, aber kontrollierten Oi Tsuki (= gleichseitiger Fauststoß) zum Kinn eines ausgewählten Partners – bestaunt und beklatscht wurde. Entweder sind solche, für mich selbstverständliche Ausführungen etwas Besonderes für die Wushu-Studenten oder sie sind einfach so höflich,

dass sie alle nicht-trivialen Demonstrationen mit Applaus bedenken. In Gesprächen zeigte sich jedenfalls, dass die von uns Karatedoka gepflegte Kombination von Dynamik und Kontrolle neu und interessant sein musste.

*Montag, 10. September 2007.* Die erste Trainingseinheit bestand darin, Basics zu bearbeiten und die ersten Sequenzen der Kanku-Dai zu vermitteln. Als Basics wählte ich den Stand, die Bewegung der Beckenachse und die Bedeutung der kinematischen Kette von der im Boden verankerten hinteren Ferse über die Streckbewegung des hinteren Beines und die Drehung der Beckenachse in die Faust. Dies wurde an verschiedenen Block- und Handtechniken abgearbeitet. Die Kanku-Dai entwickelten wir bis zum ersten Kiai (= Kampfschrei; Ki = Energie, Ai = Harmonie).

*Dienstag, 11. September 2007.* In der zweiten Trainingseinheit ging es zunächst um das Thema Wendung, das ich mit der klassischen Übung „Gedan Barai (= Fegeblock nach unten) nach links, nach hinten, nach links, nach hinten...“ einleitete. Die Komplexität wurde dann gesteigert durch Hinzunahme des Gyaku Tsuki (= Fauststoß mit dem hinteren Arm) und schließlich durch die Kombination Yoko Geri Kekomi (seitlicher

Fußstoß) – Uraken Uchi (Faustrückenschlag) – Gedan Barai – Gyaku Tsuki. Und dann das Ganze rechts beginnend... Anschließend bearbeitete ich das Thema Fußstöße – zunächst ohne, dann mit Folgetechnik, wobei es erneut auf die Verwurzelung der hinteren Ferse, den Spannungsaufbau im Standbein und die Beschleunigung aus der Körpermitte ankam. Die Kanku-Dai wurde jeweils im Wechsel zum Kihon (= Grundschule) integriert und bis zum Punkt Uchi Uke (= Abwehr von innen) – Ren Tsuki (= Zweifachfauststoß) weiterentwickelt.

*Mittwoch, 12. September 2007.* Meine Schüler hatten ihre anfängliche Scheu bereits gegen Ende der zweiten Trainingseinheit abgelegt. Besonders in der ersten Einheit war zu spüren, dass sie einen sehr strengen Ordnungsrahmen gewöhnt waren und äußersten Respekt vor ihren Lehrern an den Tag legten. Da dies meinem Führungsstil nicht entspricht, wollte ich ihnen heute eine andere Art der Begrüßung als die übliche Konfrontation zwischen Lehrer hier und Schülerlinie(n) da vorstellen: den Kreis, in dem sich der Lehrer neben seine Schüler stellt und setzt. Diese Form ist nicht weniger traditionell als die andere, sie bringt aber etwas anderes zum Ausdruck, nämlich das Prinzip „Dokan“.

*Korrektur der Beckenachse beim Age Uke (Block nach oben) und Spannungsaufbau zwischen Yoko Geri und Gyaku Tsuki (Quelle: privat)*





Dokan (Quelle: [www.christian-joh.de](http://www.christian-joh.de))

Dokan besteht aus den Schriftzeichen für „Weg“ und „Kreis“ und bedeutet zum einen, dass der Weg, den ein Mensch beschreitet, wenn er sich einer der Do-Künste widmet, einem Kreis gleicht. Der Übende strebt nicht einem letzten Ziel zu, sondern beginnt, wenn er etwas erreicht hat, von neuem mit dem Üben desselben oder etwas anderem. So ist und bleibt der Kampfkünstler immer Anfänger, auch wenn er es in verschiedenen Formen schon zu „Kungfu“ – meisterlichen Fähigkeiten – gebracht hat. Das Schriftzeichen „Kan“ bedeutet aber auch einen Kreis zusammengehöriger Menschen – eine Gemeinschaft. Dokan ist dann eine Weggemeinschaft von Menschen, die sich derselben Sache verschrieben haben. In einer solchen Gemeinschaft gibt es zwar Menschen, die vorangehen, Lehrer – Sensei – oder ältere, fortgeschrittene Schüler – Sempai. Diese unterscheiden sich jedoch nur graduell von ihren Schülern, nicht prinzipiell. Und sie sind sich der Tatsache bewusst, dass in jedem ihrer Schüler ein größerer Meister stecken kann, als es der Lehrer jemals war. Deshalb erhebt sich der Lehrer nicht über seine Schüler, sondern reiht sich mit ihnen in den Dokan ein – und eben dies wird in der Kreisgrußform zum Ausdruck gebracht.

Mit Staunen und Interesse wurde dies von meinen chinesischen Schülern zur Kenntnis genommen und praktiziert. Noch überraschter aber waren sie von dem anschließenden

Spielchen zum Aufwärmen. Ich nenne es „Schinkenpatschen jeder gegen jeden“ und es besteht einfach darin, dass jeder versucht, den anderen einen leichten Klaps auf den Allerwertesten zu geben, wobei man sich so innerhalb eines begrenzten Raumes bewegt, dass man möglichst selbst nicht getroffen wird. Die – durch die Sprachbarriere sicherlich erschwerte – erste Interpretation der Spielaufgabe bestand darin, dass meine Schüler im Kreis trabten und dachten, dass ich, von der Mitte des Kreises aus, versuchen möchte, sie zu treffen, sie aber lediglich ausweichen sollten. Kurzum – es dauerte einige Minuten, bis alle die Spielidee verstanden und weitere Minuten, bis sie sie ungläubig akzeptiert hatten. Als sie dann aber merkten, wie viel Spaß das Spiel macht, waren sie – auch mir gegenüber – kaum zu bremsen.

Das technische warm up bestand in Partnerübungen zur Distanz mit Gyaku Tsuki und Oi Tsuki Chudan (= zur Körpermitte). Lange dauerte es, bis sie sich trauten, leichten Kontakt zum Gi (= Anzug) bzw. zum Bauch des Partners aufzunehmen. Anschließend arbeiteten wir Varianten der Abwehr mit Uchi Uke und Shuto Uke (= Handkantenabwehr) durch, wobei die Bedeutung der ersten, den Angriff aufnehmenden Hand im Vordergrund stand. Dann brachten wir die Kanku-Dai zu Ende, wobei die Schwerpunkte diesmal auf „Hara bringen“ und „Zanshin zeigen“ lagen (Hara = Mitte, Zanshin = gelassener Kampfgeist).

Für die erste Bunkai-Sequenz wählte ich die Form des Happo-Kumite (= Kampf gegen mehrere Gegner) mit einer Zusammenstellung aus den Folgen 1-11 der Kanku-Dai nach Albrecht Pflügers Buch „27 Shotokan Katas“. Mit Begeisterung arbeiteten sich die Schüler 30 Minuten lang in diese Aufgabe hinein. Den Abschluss bildete wieder die Kreisgrüßzeremonie mit Seiza, Mokuso, Za rei, Kiritsu und Ritsu rei (= Fersensitz, Schweigen der Ge-



danken, Gruß im Fersensitz, Aufstehen, Gruß im Stand).

Am Nachmittag fand dann der erste Vortrag über „Wushu and Karatedo in Germany“ statt. Ich referierte vor ca. 150 Studenten anhand der Kriterien Stile, Organisationen, wichtige Lehrer und Schulen sowie Meisterschaften über Ausschnitte der deutschen Kampfkunstlandschaft. Zur Illustration hatte ich viele Fotos und einige Videoaufnahmen von den Deutschen Wushu-Meisterschaften 2005 in Wolfsburg und von der Karate-WM 2000 in München mitgebracht.

Der Vortrag am *Donnerstag, 13. September 2007*, war eine ins Englische übertragene Version meines

„Hara bringen“ und „Zanshin zeigen“  
(Quelle: privat)



## Mit Kung Shou Dao von De Guo nach Zhong Guo

Habilitationsvortrages (Eine Textfassung mit dem Titel „Budo im Sportunterricht – Überlegungen zu einer sportpädagogischen Theorie und Praxis des Kämpfens in der Schule“ wird Anfang 2008 in der Zeitschrift „sportunterricht“ des Hofmann Verlags, Schorndorf, erscheinen). In diesem Vortrag gehe ich einerseits von der Problematik aus, dass ein Unterricht in „Selbstverteidigung“ in der Schule grundsätzlich problematisch ist, weil er die Tiefendimension der dahinter liegenden Notwehrsituation nicht darstellen kann. Andererseits haben wir das Imageproblem des Karate, das erschwert, dass Karatedo als pädagogisch wertvoller Teil der schulischen Sporterziehung grundsätzlich akzeptiert wird. Durch einen Rückgriff auf die Geschichte und Philosophie der Kampfkünste Asiens, in dem das Do-Prinzip die zentrale Rolle spielt, versuche ich zu zeigen, wie man Budo im Sportunterricht theoretisch begründen und in für alle Teile gewinnbringende Praxis umsetzen kann. Das Schriftzeichen für „Bu“ bedeutet ja nur oberflächlich betrachtet „Kampf“.

Vielmehr setzt es sich aus zwei Elementen zusammen: „aufhalten“ bzw. anhalten“ und „Lanze“. Budo ist also der Weg, „die Lanze aufzuhalten“, und zwar sowohl die des Gegners als auch die eigene (Fauliot). Im übertragenen Sinn bedeutet Budo also den Weg, den Kampf anzuhalten und zu beenden – und nicht etwa den Weg zu kämpfen. Aus (potentiellen) Kämpfen Nicht-Kämpfe zu machen, das ist die Kunst des Budoka. Die Quintessenz für den Sportunterricht besteht darin, die Angriffstechniken zu relativieren und unter die Prämisse zu stellen, dass mein Partner lernt, sich zu verteidigen. Binhack nennt dies die „Ambivalenz des Antagonismus“. Mit Funakoshi muss gelten: „ni sente nashi – nicht die erste Bewegung“; und der so entwickelte pädagogische Zusammenhang lässt sich bündeln in die Weisheit „Der

beste Kampf ist der, der nicht gekämpft wird“.

Im Anschluss an den Vortrag entstand eine lebhafte, mehr als einstündige Diskussion, in denen die ca. 100 Hörer, unter denen sich auch einige Lehrkräfte befanden, die Haltung und Einstellung der „Langnese“ aus De Guo eingehend hinterfragten. Ihr Interesse galt insbesondere meiner Vorstellung von Dao bzw. Do., meiner Auffassung über Form und Bedeutung der Atmung beim Taijiquan und beim Karatedo sowie meiner Meinung über die Frage, wie Budo-Training für Kinder und Jugendliche verschiedenen Alters gestaltet werden sollte. Darüber hinaus diskutierten wir über die Anwendung des Do-Prinzips auf andere Sportarten, etwa Sportspiele, über die Bedeutung der Kampfkünste in der schulischen Erziehung generell und über die Besonderheit im Wettkampfkarate, die darin besteht, dass man zwar mit voller Dynamik angreifen muss, um einen Punkt zu erzielen, der Punkt aber nur bei vollständiger Kontrolle der Bewegung und Unversehrtheit des Gegners erteilt wird.

Am Freitag, 14. September 2007 fand schließlich die vierte und letzte Trainingseinheit im Kung Shou Dao statt. Ich begann mit der „universalen Kata“, der Taikyoku Shodan, die nur aus zwei verschiedenen Techniken besteht – Gedan Barai und Oi Tsuki – und deshalb vordergründig als die „einfachste“ Kata gilt. Taikyoku ist das japanische Wort für Taiji, was „Firstbalken“ und im übertragenen Sinn so viel wie „das Höchste, Letzte“ bedeutet. Die Taikyoku wäre damit die höchste, letzte Kata! In diesem Zusammenhang erzählte ich von einem Lehrgang mit Sean Roberts. Sensei Sean Roberts, 5. Dan, ist 8-facher Britischer Karate-Meister, 3-facher Europäischer Karate-Meister und Goldmedaillengewinner mit der Englischen Mannschaft bei den 1990er und 1991er Shotokan-Karate-Weltmeisterschaften. Außerdem



Im Hörsaal (Quelle: privat)

ist er mit Karatedoka des Bayreuther Uni-Dojo befreundet, wo ich ihn zwischen 1997 und 2001 fünf Mal in Lehrgängen erleben durfte, davon einmal zusammen mit seinem Lehrer, Shihan Akio Minakami \*. Ein Satz von Sean Roberts prägte sich mir damals besonders ein: „At any time I feel that I’m able to perform a Kata well, I return to Taikyoku Shodan“. Und er tat das, wie er sagte, um sich selbst zu disziplinieren; denn in der Taikyoku Shodan sehe man, ob jemand die Grundlagen des Karate verinnerlicht habe. Als Schwerpunkte, die jeder bei sich selbst beobachten sollte, wählte ich Stand, Wendung, Mitte und Blick sowie Spannung und Lösung. Anschließend nahmen wir uns 60 Minuten Zeit, um in Partnerform verschiedene Bunkai-Sequenzen zu erarbeiten und Varianten zu erproben.

\* [www.hawaiikaratedo.com/Instructors.htm](http://www.hawaiikaratedo.com/Instructors.htm)

武道

Budo (Quelle: [www.bc-samurai.de](http://www.bc-samurai.de))



## Resümee

Wenn ich diese Erfahrung abschließend bewerten soll, fallen mir vordergründig viele Superlative ein. Blicke ich dann dahinter, so erfasst mich Demut vor der großen Ehre, die mir zuteil wurde. Es gilt also zunächst zu fragen, wer mir geholfen hat, so weit zu kommen, dass ich in einem Ursprungsland meiner Kampfkunst die Kunst unterrichten darf. Bekanntermaßen hat der Erfolg viele Väter, und stellvertretend will ich meinen Sensei Detlef Seidel, Gründer und spiritueller Leiter des Dojo der Karate-Abteilung des SC Hummeltal, nennen. An ihn gebe ich die Ehre gern weiter.

Ehre gebührt auch meinem chinesischen Weggefährten Cheng Wei (auf dem Foto in der 1. Reihe neben mir kniend, mit dem dunklen T-Shirt). Er – ein 25-jähriger post-graduate student – wurde mir als persönlicher Referent von der Universität zugewiesen und war mir ein äußerst angenehmer, zuverlässiger und hilfreicher Begleiter und Übersetzer. Sein Fachgebiet ist Wushu mit den Schwerpunkten Chang Quan (Langfaust), Pigua Quan (Stil des Axtschlages) und Tang Lang Quan (Stil

der Gottesanbeterin). Auch er ist, wie Li Yingjie, einer der seltener gewordenen Vertreter alter traditioneller Wushu-Stile, und dafür gebührt ihm Hochachtung. Die Begegnung mit ihm war eine große Freude für mich.

Schließlich ist auch zu fragen, warum das Interesse meiner Gastgeber an einer westlichen Interpretation östlicher Kampfkunst so groß war. Eine der Antworten ist sicher, dass es, wie berichtet, an der Sporthochschule Tianjin Karatedo noch kaum gab. Ich brachte also etwas Neues, das als Bereicherung empfunden wurde. Eine weitere Antwort könnte sich aber auch dahinter verbergen, dass die Studenten angesichts des drohenden Verlusts alter Kampfkunsttraditionen und der damit verknüpften Werte spürten, dass hier einer kommt, der ihnen die Tür dorthin wieder aufschließt. Vielleicht brauchen gerade die, die – der Schwerkraft trotzend – sich wie schwebend bewegen und durch die Luft wirbeln können, diesen Rückbezug auf die Wurzeln ihrer Kunst. Und vielleicht hat es ihnen gut getan, unmittelbar zu erfahren, dass

diese Wurzeln auch in anderen Teilen der Welt, z.B. in De Guo, lebendige Blüten treiben. „De Guo“, das chinesische Wort für Deutschland, bedeutet übrigens wörtlich „Tugend Land“.

Wie auch immer – diese Woche war ein unvergessliches Erlebnis und sie bestärkt mich, auf dem Weg, den ich mit dem Üben des Karatedo beschritten habe, wie bisher weiterzugehen. ■

## Literatur

- Binhack, A. (1998). Über das Kämpfen. Frankfurt/New York: Campus.
- Fauliot, P. (2003). Die Kunst zu siegen, ohne zu kämpfen. Geheimnisse und Geschichten über die Kampfkünste. München: Goldmann.
- Lind, W. (2001). Lexikon der Kampfkünste. Berlin: Sportverlag.
- Pflüger, A. (2003). 27 Shotokan Katas. Leonberg: DOKAN-Verlag.
- Schlatt (2007). Enzyklopädie des Shotokan-Karate (3. Aufl.). Lauda-Königshofen: schlatt-books

*Die Kung-Shou-Dao-Klasse der Wushu-Fakultät der Sporthochschule Tianjin  
(Quelle: privat)*





# Gelungene

## Der zweite Tag der Mathematik



### Große Ziele

Auch in diesem Jahr sollte an einem Samstag der Tag der Mathematik an der Universität Bayreuth stattfinden. Die letztjährige Premiere war ein großer Erfolg und so erwartete man gespannt, ob der 14. Juli ähnlich gut aufgenommen würde. Schließlich hatte man sich im Vorfeld einige Gedanken gemacht: Bewährte Konzepte sollten ihren Weg wiederum finden, aber hier und da boten sich Möglichkeiten, es besser zu ma-

chen. So entschied man etwa, den Wettbewerb bereits bei den fünften Klassen beginnen zu lassen – man erhoffte sich, das Interesse für Mathematik zu einem noch früheren Zeitpunkt wecken zu können.

### Erfüllte Erwartungen

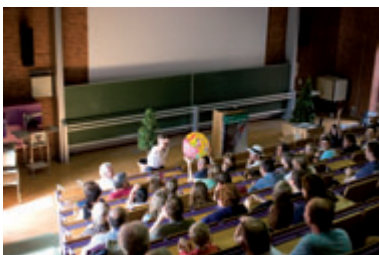
Alle Mühen haben sich mehr als gelohnt: Im Vergleich zum Vorjahr zählte man beim Wettbewerb für die nunmehr vier Klassenstufen nahezu doppelt so viele Teilnehmer – insgesamt waren es 142, die sich auf 35 Teams verteilten. Das Bearbeiten der Aufgaben wurde freilich durch eine sanfte Einleitung begonnen: Erfahrene Dozenten und Übungsleiter veranschaulichten anhand von Beispielen das prinzipielle Vorgehen, bevor die Schüler sich mit Teamgeist an die „echten“ Aufgaben machten. Hinter all dem steht, nicht stumpf mittels eines Schemas einen bestimmten Problemtyp immer schneller zu lösen, sondern die Schüler zu kreativen Herangehensweisen zu animieren, die sie letztlich in der Gruppe zu einer mög-

lichst eleganten Lösung formulieren. Spaß und vor allem Interesse an der Mathematik ist das beabsichtig-



# Fortsetzung – ik an der Universität Bayreuth

te Ziel – Imagepflege für den (zu Unrecht) vielgescholtenen „Schülerschreck“ sozusagen.



## Facettenreiches Institut

Die „Faszination Mathematik“ sollte aber nicht bei den Jüngeren enden: Die Veranstaltung des Mathematischen Instituts bot allen Interessierten die Möglichkeit, Neues zu entdecken und einen Einblick in die akademischen Leistungen in diesem Bereich zu gewinnen. In Vorträgen wurde beleuchtet, wie intelligent Schachprogramme tatsächlich sind, warum der Zufall Statistiken reparieren helfen kann oder was uns die Mathematik über das Universum verrät. Externe Redner erläuterten zudem, wie man sich unscharfe Wahrheitsbegriffe in der Bildbearbeitung zunutze machen kann und auf welche Weise das im Studium Gelernte in die Praxis umgesetzt werden kann.

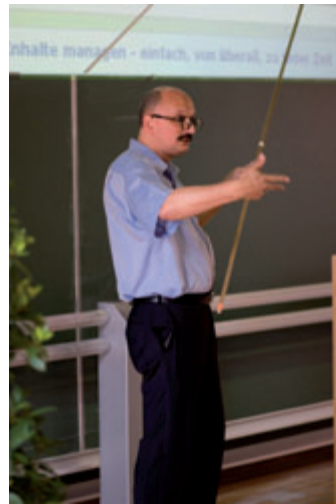
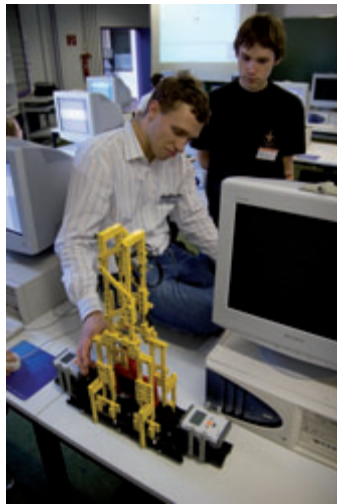
Die Gelegenheit, aktiv mit Mathematik in Berührung zu kommen, bot sich den Besuchern überdies in vier sogenannten Laboren: Sie konnten

sehen, wie man mittels Mathematik die Problematik eines Sudokus dem Computer verständlich macht und es so in Windeseile löst, oder wie man Geometrie nicht nur schneller und sauberer, sondern auch übersichtlicher und damit aufschlussrei-





Gelungene Fortsetzung – Der zweite Tag der Mathematik an der Universität Bayreuth



cher am PC betreiben kann. Zwei weitere Vorführungen zeigten, wie man Arbeitsabläufe so organisiert, dass ein Projekt schnellstmöglich abgeschlossen wird und wie man Strukturen visualisieren kann und somit aus ansonsten abstrakten Konstrukten konkrete Bilder erzeugt.

Abgerundet wurde all das durch einen thematischen Büchertisch mit samt Lesung, einer Posterausstellung und Informationen rund um das Studium der Mathematik.

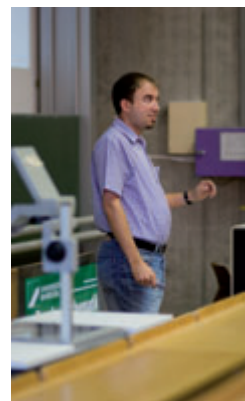
**Bis zum nächsten Jahr**

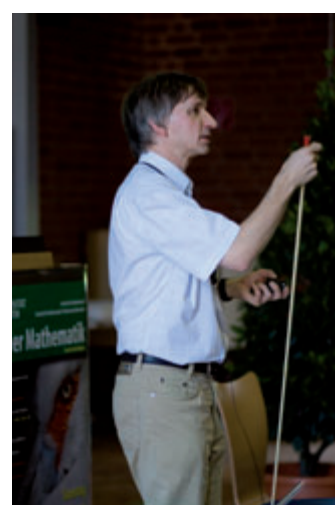
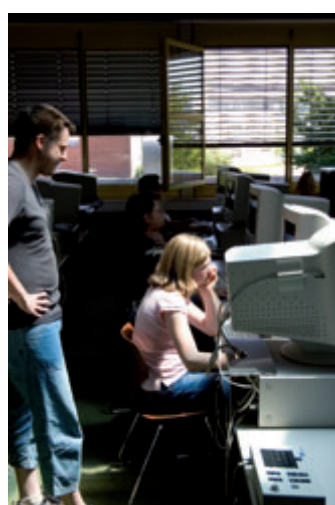
Die Abschlussveranstaltung zeigte nochmals die beachtliche Resonanz, die der zweite Tag der Mathematik gefunden hat: Nur der größte Hörsaal bot ausreichend Platz für alle. Die Menge an Geld- und Sachpreisen wiederum zeigte, dass auch der Wirt-

schaft das Gut „Mathematik“ einiges Wert ist – ohne großzügige Spenden namhafter Firmen wäre dieser Rahmen nicht denkbar gewesen.

Die Hoffnungen des Vorjahres haben sich also bestätigt: Der Tag der

Mathematik ist an der Universität zu einer festen Einrichtung geworden. Das Organisationsteam für 2008 steht bereits fest und erwartet gespannt den Samstag im nächsten Jahr. ■





## Preise

### 5.–6. Klasse

1. Preis: Team  $E=mc^2$ , Markgräfin-Wilhelmine-Gymnasium, Bayreuth & Graf-Münster-Gymnasium, Bayreuth; Jakob Wenz (MWG), Rebecca Benelli (MWG), Kristina Vasylyk (MWG), Stephanie Kirchmeier (GMG), Mirjam Lips (GMG): 150 € & Buch „Der Zahlenteufel“

2. Preis: Team GFS 2, Gymnasium Fränkische Schweiz, Ebermannstadt; Maria Brütting, Anna Eichler, Christina Knorr, Anja Körber: 100 € & Buch „Der Zahlenteufel“

3. Preis: Team Geniale-Mathe-Genies, Graf-Münster-Gymnasium, Bayreuth; Julius Lidscheid, Artur Didik, Lukas Fuchs, Dilhan Durant, Niklas Paulig: 50 € & Buch „Der Zahlenteufel“

4. Preis: Team GFS I, Gymnasium Fränkische Schweiz, Ebermannstadt; Christoph Hösch, Sophie Hertrich, Bernadette Pirkelmann, Carola Radzik: „Herr der Ringe“-Sammelfiguren

4. Preis: JoMp3!, Graf-Münster-Gymnasium, Bayreuth; Jonas Irmeler, Paul Park, Moritz Neise: „Herr der Ringe“-Sammelfiguren

### 7.–8. Klasse

1. Preis: Team FWG4, Frankenwald-Gymnasium, Kronach; Andre Münch, Christian Fiedler, Tobias Heinlein, Bastian Zettl: 150 €

2. Preis: Team mathe-wer-ist-das-team, Graf-Münster-Gymnasium, Bayreuth & Caspar-Vischer-Gymnasium, Kulmbach; Moritz Bauer (GMG), Sebastian Eichmüller (GMG), Andreas Pflaum (GMG), Lena Hertrich (GMG), Lisa Erlmann (CFG): 100 €

3. Preis: Team GFS IV, Gymnasium Fränkische Schweiz, Ebermannstadt; Theresa Häfner, Tobias Schatz, Lisa Schwindenhammer, Anne Steinlein: 50 €

4. Preis: Team The beasty Pi's, Gymnasium Burgkunstadt, Burgkunstadt; Ferdinand Karnoll, Lisa Leikeim, Thomas Rauch, Anne Reiner, Anna-Katharina Stöcker: MP3-Player, USB Sticks und Rucksäcke

### 9.–10. Klasse

1. Preis: Team GFS VI, Gymnasium Fränkische Schweiz, Ebermannstadt; Florian Dorsch, Manuel Eisentraut, Thomas Körber, Maximilian Theiler, Patrick Weiß: 150 €

2. Preis: Team FWG1, Frankenwald-Gymnasium, Kronach; Lucas Beierwaltes, Benedikt Kraus, Andreas Heran: 100 €

3. Preis: Team AGW3, Augustinus-Gymnasium, Weiden; Lena Aichinger, Stephanie Brenner, Simeon Völkel, Julia Poxleitner: 50 €

4. Preis: Team  $\sin^2(x)$ , Graf Münster Gymnasium, Bayreuth & Johannes-Kepler-Realschule, Bayreuth & E.T.A. Hoffmann-Gymnasium, Bamberg; Jakob Park (GMG), Peter Landgraf (JKR), Lion Fiedler (ETA): 3 Bücher

### 11.–13. Klasse

1. Preis: Team GFS VII, Gymnasium Fränkische Schweiz, Ebermannstadt; Klaus Eisentraut, Matthias Hoffmann, Thomas Singer, Matthäus Schulik: 150 € & Einladung zu Siemens

2. Preis: Team Die Unwissenden, Frankenwald-Gymnasium, Kronach; Martin Stumpf, Christina Wirth, Luisa Ultsch, Thomas Weiß, Fabian Slovig: 100 € & Einladung zur HUK Coburg inkl. einigen Sachpreisen

3. Preis: Team Pythagoras' Erben, Graf Münster Gymnasium, Bayreuth & Gymnasium Christian-Ernestinum, Bayreuth; Uli Holtmann (GMG), Johannes Hüsam (GMG), Patrick Kraus (GMG), Lisa Marr (GMG), Jonathan Rohland (GCE): 50 € & Einladung zur Living Logic AG inkl. 100 € Amazon Gutschein

4. Preis: Team M-Plussies 2, Johann-Michael-Fischer-Gymnasium, Burglengenfeld; Thomas Geigenfeind, Thomas Schindler, Alexander Schindler: Buch & Einladung zur Schlaeger M-Tech GmbH

4. Preis: Team M-Plussies 3, Johann-Michael-Fischer-Gymnasium, Burglengenfeld & Schiller Gymnasium, Hof; Michaela Kiener (JMF), Sebastian Bayer (JMF), Matthias Geigenfeind (JMF), Alexander Kout (SG), Sebastian Pickel (SG): Buch & Einladung zur Schlaeger M-Tech GmbH

### Preise für alle ...

... die mitgemacht haben! Kein Teilnehmer am Wettbewerb ging leer aus: Jeder erhielt einen Leihgutschein über 10 € für die Videowelt Jakob und natürlich eine Teilnahmeurkunde.





Arnold Zingerle

# Humboldts

## Über Freiheit von Forschung und Lehre



Als bemerkenswert und mit klaren Standpunkten dem Zeitgeist nicht folgend haben viele Zuhörer die Abschiedsvorlesung des Lehrstuhlinhabers für Allgemeine Soziologie, Professor Dr. Arnold Zingerle, empfunden, der mit Ablauf des Sommersemesters ausgeschieden ist. Als Beitrag zur Diskussion druckt SPEKTRUM den durch den Autor etwas überarbeiteten Text der Vorlesung an dieser Stelle ab.

### I Einleitung: der institutionelle Imperativ der Universität

Gibt es das, ein „institutionelles Selbstverständnis“ der Universität? Auf ideeller Ebene gewiss – doch wie steht es mit der Wirklichkeit? Müsste es nicht zum Kern der Berufsrolle derer gehören, die in der Universität forschen und lehren? In unseren Tagen kann man freilich Probleme damit haben, die Konturen dieses Selbstverständnisses wahrzunehmen. Es scheint bei vielen Universitätsangehörigen in eine tiefe Krise geraten zu sein. Selbst wenn sie grundsätzlich reformfreudig sind, empfinden sie die laufenden Veränderungen als „rollende Reform“, die ihnen den Boden unter den Füßen wegzieht. Die Frage nach bleibenden Maßstäben drängt sich auf, nach der Orientierung der Universitätsreformen. Diesen scheinen die Rechtfertigungsgründe mehr und mehr abhanden gekommen zu sein, so dass am Ende ihre Legitimität schwindet. In dieser Lage ist es angebracht, auf Abstand zu gehen zum Fluss der Dinge und zunächst einmal die Frage zu stellen, was der Begriff der *Institution*, dieser Inbegriff des Beständigen, in Bezug auf die Universität meinen kann.

Als Institution ist die Universität mehr als eine bloße Organisation von Zwecken und Mitteln, Menschen und Ideen. Nach dem Verständnis der Philosophischen Anthropologie beruhen Institutionen auf der Fähigkeit des Menschen, Natur in Kultur zu transformieren. Sie sind in sozialen Gebilden geformt, relativ dauerhafte Antworten auf zentrale Bedürfnisse des menschlichen Zusammenlebens. Was immer sie im einzelnen leisten – etwa in den Sphären der Religion, des Rechts, der Bildung und der Wissenschaft, in den universalen Einrichtungen Ehe und Familie – immer geben sie mit ihren Wertsetzungen dem Handeln langfristig gültige Modelle vor. Sie sorgen so für *kulturelle Nachhaltigkeit* in der Gesellschaft. Natürlich stehen sie nicht oberhalb von Zeit und Wandel. Im Gegenteil, ohne sie könnten Gesellschaften nicht den notwendigen Wandel mit der notwendigen Stabilität in Einklang bringen. Weil diese Leistung der Institutionen leicht einem Missverständnis zum Opfer fällt, das die Statik überbetont, hat die Soziologie in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts das Thema „Institution“ nicht selten abgewertet und unterbelichtet gelassen. Neuerdings aber bekommt es wieder

Auftrieb: nicht zufällig in einer Zeit, in der die Dynamik der gesellschaftlichen Veränderungen an die Substanz des Menschen zu gehen droht. So gibt es auch in der Soziologie wieder den nachdrücklichen Hinweis auf die Beachtung der Institutionen, wie er etwa im Buchtitel des Rotterdamer Soziologen Anton Zijderveld vom Jahr 2000 zum Ausdruck kommt: *The Institutional Imperative*<sup>2</sup>.

Was wäre nun der institutionelle Imperativ der Universität? Allgemein und zunächst: dass die Personen, die mit ihr verwoben sind in den Berufen, die eine Universität tragen, ihr gegenüber Bindung entwickeln, die zum Ausdruck kommt in einem steten Engagement für die Universität, und dass sie auf dieser Grundlage institutionelles Selbstverständnis und Identität entwickeln. Institutionen beziehen ihre orientierende Kraft aus bündigen, Komplexität reduzierenden Formeln für bestimmte Wertsetzungen. Es sind solche, von denen her die innere Gestalt der Institution *als Ganzes* ihre ideelle und ideale Prägung erhält, ihre Charakteristik im ursprünglichen Sinne des Wortes Charakter. Diesen Sachverhalt hat der französische Institutionentheoretiker Maurice Hauriou in den Begriff der *idée directrice*, also

<sup>1)</sup> Leicht veränderte Fassung der Abschiedsvorlesung, die der Verfasser am 28.6.2007 unter dem Titel „Institutionelles Selbstverständnis in der Krise. Das Orientierungs- und Legitimitätsproblem der Hochschulreform“ gehalten hat.

<sup>2)</sup> Zijderveld, Anton C.: *The Institutional Imperative. The Interface of Institutions and Networks*, Amsterdam: Amsterdam University Press 2000.

# Universitätsidee – heute

## als institutionelle Leitidee der Universität <sup>1</sup>

*Leitidee*, gefasst. Der institutionelle Imperativ der Universität ergibt sich demnach aus ihrer Leitidee. Das Hauptargument der folgenden Ausführungen lautet nun: diese Leitidee heißt *Freiheit*. Natürlich kann damit keine absolute oder abstrakte Freiheit gemeint sein, sondern die für die Institution „Universität“ spezifische Freiheit. Sie konkretisiert sich als Freiheit der Forschung und als Freiheit der Lehre, in dieser Rangfolge und in der Verbindung beider.

Wer die gegenwärtige Debatte um die Hochschulpolitik verfolgt, wird in den zuletzt formulierten Sätzen nicht unschwer den Hinweis auf *Wilhelm von Humboldt* erkennen. Sein Name rückt in dieser Debatte mehr und mehr nach vorne, aber auch ohne Bezugnahme auf Humboldt ist inzwischen der Ruf nach Freiheit unüberhörbar. Unübersehbar war er auch vor kurzem noch in der „Juristenzeitung“, wo der Bayreuther Rechtstheoretiker Peter Häberle in einer pointierten Kritik der Hochschulreformen an die lapidare Formel von § 5, Abs. 3 unseres Grundgesetzes erinnerte<sup>3</sup>: „*Forschung und Lehre sind frei*“. Die hier vorgebrachte Argumentation ist somit nichts Neues. Sie möchte jedoch die damit artikulierte Kritik mit einem weiteren Akzent versehen, mit der *These* nämlich, *dass es 1. eines klaren institutionellen Selbstverständnisses der Universität bedarf, um den Herausforderungen des gegenwärtigen Wandels angemessen zu begegnen, und dass 2. das Selbstverständnis dabei auf eine klare Orientierung durch die Leitidee der Freiheit angewiesen ist.* Ich werde

diese These zuerst durch einen Rückgriff auf die weiter zurückliegende Geschichte der Institution verdeutlichen, dann durch eine mehrstufige Erörterung der Frage, inwiefern die Berufung auf die Ideen Humboldts heute, rund zweihundert Jahre nach ihrer Formulierung, noch aktuell sein kann.

### II Die Vorgeschichte zu Humboldt als Freiheitsgeschichte

Es ist beachtlich, wieviel von den universitätsspezifischen Dimensionen der Freiheit schon an den Ursprüngen der Institution zu finden ist. Wohl hat Universität, wie wir sie heute verstehen, sehr viel Humboldt zu verdanken, also der preußischen Reform am Beginn des 19. Jahrhunderts. Dennoch, verfolgt man die beiden Hauptkomponenten der Freiheit – die eine, die im Innern der Universität angesiedelt ist: die freie Auseinandersetzung des Geistes mit dem menschlichen Dasein und mit der Welt, sowie die andere, die Freiheit im Verhältnis der Universität zu ihrer Umwelt – durch die Jahrhunderte zurück, so zeigt sich ihr Ursprung bereits im 12. und 13. Jahrhundert, in einer einzigartigen geschichtlichen Konstellation des mittelalterlichen Süd- und Westeuropa. Gewiss, die freie Auseinandersetzung des Geistes in einem Sonderbezirk der Kultur hatte es bereits in der Antike gegeben – allerdings war dieser Bezirk, die Akademie, reserviert für die ständisch Freien, was im Begriff der „*artes liberales*“ noch bis ins Mittelalter hinein nachklingen wird. Als Modell für den freien ge-

stigen Austausch einer Elite hat die platonische Akademie sowohl im Okzident wie in dem von Byzanz beeinflussten europäischen Osten und ebenso im benachbarten Orient ihre Fortsetzung gefunden. Ähnliches gab es in den ständischen Hochschulen der chinesischen Literaten-Beamten, deren berühmtestes Beispiel nicht zufällig von der Sinologie mit dem Namen *Hanlin-Akademie* übersetzt wird. Erst seit jener westeuropäischen Konstellation des Mittelalters aber gibt es den Parallelismus der Akademien, die ihren ständischen Charakter nur langsam abbauen, und der Universitäten, die von Anfang an sich faktisch von dieser Bindung an Gesellschaftsstruktur befreien, auch wenn dieses Prinzip zusammen mit anderen Aspekten von Freiheit erst Humboldt so richtig auf den Begriff bringen wird. Die Geburtsstunde der Universität ist wohl der Augenblick des Jahres 1158, in dem Friedrich Barbarossa die Scholarenkonstitution von Roncaglia erlässt. Damit begann der rechtlich-institutionelle Schutz einer neuartigen, freien Verbindung von Studierenden und Lehrenden, für die die gemeinsame Sprache des damaligen europäischen Westens die Bezeichnung „*universitas magistrorum et scholarium*“ gefunden hatte. Anlass war die politische Vertreibung einer dieser damals noch ortsmobil und kostengünstig lebenden universitates. Beachtlich die Begründung Friedrichs: er anerkennt die für die Wissenschaft im Exil Lebenden (wörtlich: „*amore scientiae facti exules*“) als „*bona facientes*“, als Güter Schaffende, „deren Wissen die Welt

[ <sup>3</sup> Juristenzeitung 4/2007 ]



## Über Freiheit von Forschung und Lehre als institutionelle Leitidee der Universität

erleuchtet“ („*quorum scientia mundus illuminatur*“). Mit der Gründungswelle ortsstabiler Universitäten im 13. Jahrhundert beginnt sich allmählich der Begriff „universitas“ zu verlagern auf die institutionelle Bündelung von „Disziplinen“, allen voran Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin. Die philosophische Strömung, die nicht zufällig den Namen „Scholastik“ trägt, hat zu dieser Neudefinition ebenso wesentlich beigetragen wie zur Erkämpfung und Binnenstabilisierung eines Raumes freier Debatte. Diese sich institutionalisierende Kultur freier Auseinandersetzung hat sich herausgebildet innerhalb der weltanschaulichen Grenzen, die durch das Christentum gezogen waren und die dann zunehmend durch den Humanismus erweitert wurden. Damit sind auch die geistigen Hauptquellen benannt, aus denen in den Debatten der Universitäten und Akademien im Verlauf der Jahrhunderte der *doppelte Bildungskanon des Christentums und des Humanismus* geschaffen wurde, in dem, wie Manfred Fuhrmann so überzeugend nachgewiesen hat, die kulturelle Identität (West-)Europas wurzelt <sup>4</sup>.

### III Humboldts Freiheitsidee: ihre anhaltende Gültigkeit

Vor diesem Hintergrund entwarf *Wilhelm von Humboldt* sein Universitätskonzept. Seine Bildungsauffassung, die das Schulwesen gestuft einschließt, aber in der Universität gipfelt, ist schon eine moderne, nachkantische und zentriert im Menschen, der seine Anlagen harmonisch entfaltet und dabei sein spezielles Wissen und Können einbaut in eine Sicht des Ganzen, dem er Sinn und Bedeutung verleiht. Entscheidend dafür und Voraussetzung für alles Tun und Lassen an der Universität ist aber das *Prinzip der freien, autonomen Selbsttätigkeit*. Mit ihr eng verbunden sind zwei spezi-

fischere Qualitäten der Freiheit. Einmal die positive der freien Themen- und Gegenstandswahl (was sowohl für die Lehrenden wie für die Studierenden gilt), dann aber, als negative Qualität, die Freiheit von externen Zwecksetzungen, insbesondere von den Zweckdienlichkeiten der Berufsausbildung. Gemäß Kants Satz, dass es nichts Praktischeres gibt als eine gute Theorie, ist Humboldt überzeugt, dass sich Persönlichkeit, die sich an der Universität gebildet hat, in jedem Berufsfeld bewährt. Die Freiheit von externen Zwecksetzungen – wir nennen sie heute „Finalisierungen“ – kann in ihrer Bedeutung für Humboldts Konzeption nicht genug hervorgehoben werden. Sie ist Bestandteil der eigentlichen humboldtschen Freiheitsformel, die „*Einsamkeit und Freiheit*“ lautet, und die stets in Verbindung mit der anderen Formel genannt werden sollte, auf die Humboldt heute in den Debatten zu Unrecht reduziert wird: „*Einheit von Forschung und Lehre*“. Mit der leicht missverständlichen ersten Formel „*Einsamkeit und Freiheit*“ meint Humboldt die soziologisch radikale Idee der Vergemeinschaftung von Lehrenden und Studierenden in einer isolierten Lebensform. Im Mittelpunkt dieser Lebensform steht das gemeinsame Lernen am erforschten Gegenstand, sei er ein Gegenstand des Geistes oder der Natur; dabei lernen auch die Lehrenden von den Studierenden wie umgekehrt, je nach dem Stand des Eingedrungen-seins ins Objekt. Die konventionelle universitätsinterne Rollenverteilung – das ist das unerhört Radikale in Humboldts Konzeption – ist hier ebenso aufgehoben, wie die ständischen Differenzen, die noch (wir befinden uns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts) von außen her in diese Gemeinschaft herüberspielen. „*Einsamkeit*“ ist somit als *Distanz* der Beteiligten zu ihren eigenen Vflochtenheiten mit der Gesellschaft und all ihren Vereinseitigungen zu

lesen; in logischer Konsequenz bedingt diese Freiheit von Gesellschaft zugleich die soeben erwähnte Freiheit von externer Verzweckung (Finalisierung).

Was ist nun in den zweihundert Jahren seit ihrer Formulierung mit Humboldts Idee geschehen? Das Ergebnis der Erörterung vorwegnehmend kann festgehalten werden: obwohl sehr vieles *gegen* die Idee gearbeitet hat, ganz besonders eine Reihe harter Fakten der Gesellschaftsentwicklung, hat sie sich doch bis zum heutigen Tag mit einem Kern erhalten, der allerdings so bedeutsam wie wirksam ist, dass wir in ihm in der Tat die *Leitidee der Institution Universität* erblicken können. Er besteht in nichts anderem als dem, was die beiden erwähnten Formeln meinen: eben die *Verbindung freier Forschung, die nicht extern von Nutzen- oder anderen Zieldefinitionen gesteuert ist, mit einer akademischen Lehre* (und wir können hinzufügen, weil dies eine Implikation ist: mit einer Nachwuchsförderung), *deren Maß jene autonome Selbsttätigkeit ist*.

Nun sind Ideale grundsätzlich prekär, sobald sie auf irgendeine Weise in menschliche Realität umgesetzt werden. Auch die Realisierungsperspektiven des humboldtschen Ideals waren und sind nach wie vor alles andere als günstig. Das wird an den Elementen, die nicht den Kern selbst betreffen, mehr als deutlich. Die isolierte, egalitäre Gemeinschaft von Professoren und Studenten war schon von dem Augenblick an, in dem die Universität Unter den Linden 1810 gegründet wurde, Utopie. Helmut Schelsky hat in seinem heute noch lesenswerten Buch zur deutschen Universitätsreform vom Jahre 1963 <sup>5</sup> Humboldts Bildungsideal einer ernüchternden soziologischen Kritik unterzogen. Allseitige Bildung der Persönlichkeit ist in einer Welt extrem spezialisierter Wissensproduktion und fragmentierter Sinnhaftigkeit, so Schelsky, ortlos

<sup>4</sup> Fuhrmann, Manfred: *Bildung. Europas kulturelle Identität*, Stuttgart: Reclam 2002.

<sup>5</sup> Schelsky, Helmut: *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1963.

geworden. Das härtere Argument Schelskys gegen Humboldt bezieht sich jedoch auf die Organisationsform von Forschung und Wissensproduktion, die, weil sie funktionell der Industriegesellschaft eingepasst ist, sich *in ihrer Tendenz* freiheitsvernichtend auswirkt. Dieser Aspekt sei hier nur mit den Stichworten „fabrikmäßige Organisation“ und „Hierarchisierung“ angedeutet. Einige Bereiche der Forschung sind gewiss auch heute noch so zu charakterisieren, doch müsste Schelskys Befund mit einem gegenläufigen Argument differenziert werden. Die elektronische Informationstechnologie hat die Grenzen bisheriger Wissensspeicher, die die Universitäten ja sind, gesprengt und hierarchisch und/oder organisatorisch bedingte Wissensvorsprünge relativiert. Das EU-gestützte Programm „Open Access“ z. B. könnte sich durchaus im Sinne Humboldts auswirken. Diese Entwicklung – und man könnte noch anderes nennen – ist freilich kein Grund, die objektiv gegebenen Realisierungshemmnisse für Humboldts Ideen nicht als massiv anzusehen. Umso erstaunlicher ist, dass sich der institutionelle Kern von Humboldts Universitätsmodell in der Konkurrenz gegen andere Modelle im Laufe des 19. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts international dort durchgesetzt hat, wo besonders leistungsintensive Forschung aufgebaut wurde, sowohl in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften<sup>6</sup>. Auch die vielbewunderten nordamerikanischen Elite-Universitäten sind dazu zu zählen, was nebenbei beweist, dass die Finanzierungsform der Universität im Verhältnis zur institutionellen Leitidee, die ihre Organisation steuert, ein sekundärer Faktor ist, der im Licht nationaler Wissenschaftskulturen differenziert beurteilt werden sollte. Wie dem auch sei: für den Aufstieg und die Realisierung der humboldtschen Idee als institutionelle Leitidee kommen mindestens folgende

Faktoren in Frage: 1. die Tatsache, dass Humboldt langgereifte Bildungsideen auf dem hohen Niveau des deutschen Idealismus formulierte, und zwar im richtigen Zeitpunkt: dass er sie gleichsam im Morgengrauen der Entwicklung Deutschlands zur Industriegesellschaft auf den Begriff brachte; 2. die Affinität seines Freiheitsgedankens mit dem Liberalismus des Bürgertums, das damals schon deutlich auf dem Weg war, die gesellschaftlich ausschlaggebende Kraft zu werden, auch wenn dieser Weg politisch noch vielfach verstellt war; 3. nicht zuletzt die Tatsache, dass Humboldt auf die zweckfreie, also die Grundlagenforschung setzte, die mit dem Aufstieg der technischen Anwendung naturwissenschaftlich produzierten Wissens sich als Schlüsselfaktor der Industriegesellschaft erwies. Nicht umsonst ist der Ausdruck „Forschungsuniversität“ ein Äquivalent für eine nach Humboldt konzipierte Universitätsgründung; Beispiele noch der jüngeren Gründungswelle zwischen 1960 und 1980 wie Bielefeld (eine Gründung, die übrigens von Schelsky mitkonzipiert wurde), Konstanz oder Bayreuth fallen unter diese Kategorie. Nochmals ist an dieser Stelle die bewusste Distanz, die im Zweckfreiheitsprinzip zum Ausdruck kommt, hervorzuheben. Sie kennzeichnet Humboldt zufolge *jede* Wissenschaft, die Geisteswissenschaften genauso wie die Naturwissenschaften. Nichtwissenschaftlern ist schwer zu erklären, warum in einer durch und durch nützlichkeitsorientierten Gesellschaft ein Bereich der Zweckfreiheit und Gesellschaftsferne ausgespart bleiben soll. Zu diesem Punkt müsste man ein eigenes Kolleg halten, um zu verdeutlichen, inwiefern „Gesellschaftsferne“ nicht absolut verstanden werden kann und warum Zweckfreiheit und *langfristige* Nützlichkeit sich nicht gegenseitig ausschließen. Helmuth Plessner hat Humboldts Weigerung gegenüber

der Fixierung auf Zwecke zusammengefasst mit dem Wort von der „*Zweckmäßigkeit des Unzweckmäßigen*“. Man sollte es denen ins Stammbuch schreiben, die bei der Studienreform nur an unterstellte Berufsrelevanzen denken, die in Wirklichkeit jedoch schon morgen überholt sind.

Die Zeitdimension von Plessners Wort ist ein geeigneter Anlass, ihren logisch-sachlichen Zusammenhang mit dem Freiheitsprinzip der Forschung etwas näher zu beleuchten. Die freie Forschung ist nicht denkbar ohne Entlastung vom unmittelbaren Handlungs- und Entscheidungsdruck. So unterschiedlich Forschung auch vorgehen mag, immer enthält sie Elemente von Freiheit: z. B. in den Denk- und Suchbewegungen, mit denen man sich einem Problem oder einem Gegenstand nähert, im kritischen Erwägen von Ergebnissen oder Urteilen, in der Logik von Versuch und Irrtum. Dies alles lebt von der Voraussetzung verfügbarer Zeit. Sie ist die kostbarste, ja die *Basisressource von Forschung* – in poetischer Sprache: sie ist die Schwester der Freiheit. Das wird in der Öffentlichkeit und in der Mentalität, die vieles an den heutigen Reformpraktiken bestimmt, wenig beachtet, ja es wird zuweilen belächelt oder gar denunziert – wie etwa vor zwei Jahren mit einer Äußerung des bayerischen Wissenschaftsministers: „Ich unterstelle Professoren alles andere als Gemütlichkeit, aber ein bißchen Tempo zu machen hat noch niemandem geschadet“. Noch hinter dem zurückhaltenden „ein bißchen“ ist doch Druck erkennbar. Sind wir Wissenschaftler etwa zu Unrecht Privilegierte? Gewiß, unter dem Diktat der Beschleunigung stehen heute viele Lebensbereiche. Zu oft hängt materielle Existenz ab von beschleunigten Abläufen. Nicht immer ist dies bedingt durch den Kampf um die Märkte: oft ist es verursacht durch den politisch erzwungenen sekundären Ökonomismus in nicht-

<sup>6</sup> Neben Schelsky (a.a.O.) argumentiert in diese Richtung heute u. a. der Historiker Dieter Langewiesche (s. z. B.: F.A.Z. Nr. 143 v. 23.6.2005, S. 7).



## Über Freiheit von Forschung und Lehre als institutionelle Leitidee der Universität

ökonomischen Funktionsbereichen der Gesellschaft (das bedrückendste Beispiel dazu: der Pflegebereich). Wo immer es um den Menschen geht, wäre grundsätzlich *Entschleunigung* angesagt. Aber nicht jedes Handlungssystem lässt sich mit seiner je eigenen Sache entschleunigen. Umso wichtiger ist, dass bestimmte Systeme und Lebenssphären, allen voran die der Kultur und der Wissenschaft, sich auf einen institutionellen Schutz verlassen können, der sie vom allgemeinen Tempozwang ausnimmt. Vielleicht sind Öffentlichkeit und Forschung einander so entfremdet, weil Forschungsergebnisse viel besser medial dargestellt werden können als Forschungsverfahren. Sie bestehen nicht selten in Prozessen ohne kalkulierbare Dauer, ohne planbaren Verlauf und Ausgang, und die daher viel Zeit und Geld erfordern<sup>7</sup>. In diesem Zusammenhang ist an die vor kurzem (im Sommersemester 2007) gehaltene Abschiedsrede des ehemaligen Präsidenten der Universität Bayreuth, Helmut Büttner, zu erinnern. Es seien, so berichtete er aus seinen physikalischen Forschungen, gelegentlich tausend und mehr Fehlversuche erforderlich gewesen, bis endlich der gesuchte Zusammenhang gefunden werden konnte. Das damit illustrierte Prinzip des „programmierten Scheiterns“ ist allerdings nur eine von vielen Formen, in der freie Forschung ihren notwendigen Spielraum findet. Sie sind der Öffentlichkeit so schwer verständlich, weil sie jenseits der Systemgrenzen von Wissenschaft nicht gelten. So muss, um einen weiteren Aspekt zu nennen, Wissenschaft besonders auch Abwechslern vom „Mainstream“ Raum gewähren, Theorieexzentriker, die erst nach langen Latenzperioden, in denen ihre Sache, ihre Idee reift, zum Durchbruch kommen, eventuell wohletablierte Traditionen aushebeln und neue begründen.

Nochmals und mit anderen Worten: das „Humboldtprinzip“ ist angewiesen auf einen institutionalisierten Schutzraum, d. h. auf Systemgrenzen, die nicht relativiert oder gar zur Disposition gestellt werden können. Es ist heute in weiten Teilen der hochschulpolitischen Öffentlichkeit gefährdet durch schlichte Nichtwahrnehmung dieser Grenzen, was oft zusammenhängt mit einer anderen Gefährdungsquelle: der pauschalen und undifferenzierten Erwartung, man könne Hochschulprobleme so lösen, wie man Unternehmensprobleme löst. Unter der Hand geraten dabei externe Finalisierungen in das Hochschul-„Management“ und in die Hochschulreform, die man seit einiger Zeit unter dem Stichwort „Ökonomisierung“ debattiert. Meines Erachtens sind jedoch diese beiden externen Quellen der Gefährdung des Humboldtprinzips im Vergleich zu zwei andern, systeminternen, weniger gravierend: es handelt sich zum einen um den sogenannten Bologna-Prozess, zum anderen um die strukturellen Eigenheiten und Entwicklungstendenzen von Forschungsorganisation und -Förderung in Deutschland. Auf sie gehen die abschließenden Bemerkungen ein; vorab verlangt aber der Streitpunkt „Ökonomisierung“ noch eine Klärung.

#### IV "Ökonomisierung", "Bologna", Forschungsorganisation – neohumboldtianische Perspektiven

„Ökonomisierung“. Zugegeben: die politische Öffentlichkeit insgesamt unterwirft sich gerne vermeintlichen „Sachzwängen“ des Ökonomischen, und in einigen wichtigen Bereichen der Politik sind sie auch nicht von der Hand zu weisen. Aber im Hinblick auf die Hochschulen wird zu oft die Faktizität einer bereits lange Zeit bestehenden funktionellen Verflechtung übersehen. Deshalb kön-

nen „Sachzwänge“ hier nicht Einbahnstrassen folgen. Die Universitäten sind weder „Elfenbeintürme“ noch schwerfällige, kostenträchtige Hochseedampfer, die erst von außen her, durch ökonomische Denkmodelle und Handlungsmuster, „in Fahrt“ und „auf Kurs“ gebracht werden müssten. Wenn es auch immer wieder Nach- und Einholbewegungen gegenüber der gesellschaftlichen Realität gibt, so gilt doch für die Schlüsselbereiche der Wissensentwicklung der Satz: „die Wirtschaft folgt der Forschung, nicht die Forschung der Wirtschaft“ – es sei denn, man stellt alle empirisch erhebbaren Fakten der Wissensproduktion und –Verwertung auf den Kopf. Der – letztlich auf das Humboldtprinzip zurückgehende (s.o.) – funktionelle Beitrag der Wissenschaften zum Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft war noch nie so groß wie heute. So gesehen, ist sowohl die Klage von Universitätsangehörigen über „Ökonomisierung“ wie die politische Erwartung, die Universitäten müssten nach den Bedürfnissen „der Wirtschaft“ ausgerichtet werden, ein eher mental-ideologisches als realitätsgestütztes Phänomen. Das bedeutet nicht, dass es nicht ernstgenommen werden müsste: auch wenn sie Realität verkennen, bleiben Realitätsbilder nicht folgenlos, wenn sie Handeln anleiten. Für das Humboldtprinzip ist es vor allem problematisch, wenn sich nicht wenige Akteure der gegenwärtigen Hochschulreform den Habitus von Managern aneignen, die der Universität wie einem Unternehmen gegenüber treten und in einem steten mentalen „cross-over“ zwischen Wissenschaftssystem und Wirtschaftssystem deren funktionelle und strukturelle Eigengesetzlichkeiten ignorieren. Augenfällig und besonders in Deutschland – einem Land vorwiegend staatlich getragener, d.h. bürokratisch verwalteter und immer wieder unterfinanzierter

<sup>7</sup> Wenn in der Diskussion um die schlechten Forschungsbedingungen an deutschen Universitäten neuerdings über die „forschungstötende“ Antragsbetriebsamkeit, zu der sich Professoren genötigt sehen, geklagt wird, so illustriert dies den – auch finanzpolitisch – verantwortungslosen Umgang mit der Ressource Zeit (und deshalb: mit Freiheit im oben präzisierten Sinn).

Universitäten – pikant ist die Tatsache, dass in dieser neuen Klasse von Hochschulgestaltern der Typus des „echten“ Unternehmers (der marktbezogenen Risiko auf sich nimmt) *nicht* und der des „echten“ (sich von Administration und Politik möglich frei haltenden) Forschers *kaum* zu finden ist.

„**Bologna-Prozess**“. Da in der öffentlichen Debatte dieses Thema hinlänglich diskutiert und dabei nahezu alle denkbaren Argumente vorgebracht worden sind, genügt es, hier mit wenigen Sätzen das Problem sozusagen „neo-humboldtianisch“ zu akzentuieren. Es liegt weniger in fiktiven Nützlichkeitsersparungen für überdefinierte Berufskompetenzen beim Entwurf neuer Studiengänge, also in einer Spielform der Freiheitsbeschränkung durch Finalisierung, als vielmehr in der schleichenden Abkoppelung der Lehre (vor allem des BA-Unterbaus) von der freien Forschung und der Verwischung der Differenz zwischen Universität und Fachhochschule. Der „Massencharakter“ seit alters berufsbildender universitärer Fächer wie Jura oder Medizin kann nicht dagegen gehalten werden: erfahrungsgemäß ist z. B. auch jede *gute* „Massenvorlesung“ (nicht nur jedes gute Seminar) aus solchen Fächern eine, die ihre Hörer(innen) *in Annäherungen* an Forschung heranführt, um das Niveau, auf dem der Gegenstand verstanden werden kann, so weit wie möglich zu steigern. Deutsche Universitäten wurden vor „Bologna“ vom Ausland her gerne wegen *dieses*, spezifisch humboldtischen Vorteils der Lehre besucht. Vielerorts ist man sich inzwischen bewusst, was auf dem Spiel steht, und betreibt bereits die Reform der Reform, doch es wird wohl noch einige Zeit vergehen müssen, bis die bis die europaweit erforderliche Standardisierung national und örtlich angemessen implementiert ist. **Strukturen der Forschungsorganisation und -Förderung.** Kann man

im Falle des „Bologna-Prozesses“ noch auf die inneruniversitären Regenerationskräfte vertrauen und damit auf das Fortleben der humboldtischen Leitidee zumindest in dem davon primär betroffenen Bereich der Lehre, so gibt es bei denjenigen strukturellen Bedingungen ihrer Realisierung, die in der Organisation und den Entwicklungstendenzen von Forschung und Forschungsförderung in Deutschland liegen, weniger Anlaß für optimistische Perspektiven und Prognosen. Zu diesen Bedingungen gehören die schon vor dem 1. Weltkrieg begonnene Auslagerung großer Teile der Grundlagenforschung in nicht-industrielle außeruniversitäre Großinstitute, mit der das Einheitsgebot Humboldts durchkreuzt wird, sowie die mit den Strukturen und Gepflogenheiten der Forschungsförderung einhergehende Förderung des wissenschaftlichen „Nachwuchses“. Beide Strukturaspekte stehen im Mittelpunkt einer kürzlich unter dem Titel „Die akademische Elite“ erschienenen Studie des Soziologen Richard Münch<sup>8</sup>. Der Verfasser geht aus von den Ergebnissen einer internationalen Expertenkommission, die die Aufgabe hatte, die Max-Planck-Gesellschaft und die DFG zu evaluieren, also *die* Großeinrichtung der erwähnten außeruniversitären Forschung und *die* Großeinrichtung der Forschungsförderung in Deutschland. Der Bericht, den die Kommission 1999 vorgelegt hat, kritisiert zu starre, hierarchische, in Instituten verfestigte Strukturen, die mangelnde Verknüpfung von universitärer und außeruniversitärer Forschung und die nicht gegebene Unabhängigkeit junger Forscher und Forscherinnen, die daran gehindert werden, ihre Kreativität zu entfalten und teilzunehmen an Wettbewerb, Vielfalt und offener Wissensentwicklung. Münch hat mit seinen Analysen diese Ergebnisse bestätigt, aber auch weiter vertieft, so dass er noch weiter reichende Schlussfolgerungen vorlegen

kann als die Kommission: noch gravierender als diese bewertet er die „hausgemachten“ Strukturprobleme der Forschung in Deutschland und die dadurch verursachten Nachteile im internationalen Wettbewerb.

Was die inneruniversitären Verhältnisse betrifft, so stellt Münch erstens fest: in Deutschland gibt es, im Vergleich zu anderen forschungsintensiven Ländern, einen höheren Anteil von Forschung, der in außeruniversitäre Institute ausgelagert ist. Münch fordert daher, diesen Zustand rückgängig zu machen – um das Niveau und die Konkurrenzfähigkeit der Universitäten anzuheben, aber auch wegen der Rückwirkungen auf das Studienniveau und der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Zweitens fordert er, ganz im Sinne Humboldts, Forschung und Lehre zum Zweck der Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in einem geregelten Graduiertenstudium wieder zu integrieren, und – drittens – die Aufstiegschancen von Jungforschern und -Forscherinnen zu verbessern, z. B. indem massiv DFG-Gelder benutzt werden, um die Lehrpflichten den Juniorprofessoren zu reduzieren, zugunsten von Freiräumen für ihre Forschung. Den Akzent setzt Münch dabei zu Recht auf eigenständige, nicht-hierarchisch eingebundene Projektarbeit, also auf Humboldts „autonome Selbsttätigkeit“.

Im Hinblick auf das Umfeld der Universität unterzieht Münch insbesondere das in Deutschland weithin vorherrschende Förderungssystem einer scharfen Kritik. Es bevorzuge bereits hochorganisierte Einheiten, große Standorte statt kleiner und vernachlässige die Individuen als die eigentlichen Träger aller Forschung. Das Vergabeverfahren gehe zum einen nach dem „Matthäusprinzip“ vor, d. h.: die Mittelvergabe folge der erfolgten Mittelvergabe. Zweitens verwende es überwiegend *quantitative* Kriterien und Indikatoren (typisch: die Summe bereits er-

[<sup>8</sup> Münch, Richard: *Die akademische Elite*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007 ]



## Über Freiheit von Forschung und Lehre als institutionelle Leitidee der Universität

folgreich eingeworbener Drittmittel), statt sich auf *qualitative* Maßstäbe einzulassen. Hinzu komme als gravierendes Strukturhemmnis das relative Übergewicht, ja die Privilegierung außeruniversitärer Forschung vor der universitären – eine Tatsache, die zusammen mit der zentralen Vergabeposition der DFG monopolartige Strategien erzeuge und auf dieser Basis latente Kartellbildungen mit dauerhaften Machtpositionen, in denen über Umfang und Richtung des Mittelflusses entschieden werde. Auch die Ergebnisse der ersten Zuteilungsrunde der „Exzellenzinitiative“ bestätigen Münch in den wesentlichen Teilen seiner Diagnose: im Gegensatz zur öffentlichen Rhetorik verbessere sie den „Wissenschaftsstandort Deutschland“ keineswegs; und die ohnehin schon ungünstigen Rahmenbedingungen für einen fairen Wettbewerb zwischen kleinen und großen Universitätsstandorten würden damit nur weiter verstärkt.<sup>9</sup>

Die breit durch Daten abgestützte Studie, mit der Münch die organisatorisch-strukturellen Grundlagen der Wissenschaft in Deutschland kritisch analysiert, war überfällig. Sie verknüpft entschieden „neo-humboldtianische“ Kriterien mit einer marktalog strukturierten Optik<sup>10</sup> und lenkt damit die Aufmerksamkeit auf zentrale systemische Schwächen der etablierten Forschungsorganisation in Deutschland sowie darauf, dass die Hochschulreformen den strukturellen Kontext der Hochschulen nicht aus dem Auge verlieren sollten. Denkt man seine Strukturkritik konsequent weiter, so stößt man auf die einseitig staatliche Finanzierung der deutschen Universitäten als eine der wesentlichen Ursachen für jene systemischen Schwächen. Nicht zuletzt in diese Richtung

zielt Münchs Studie, wenn er die Lösung der von ihm aufgezeigten Probleme in einem „Systemwechsel“ sieht. Im Ganzen beantwortet Münch „humboldtianisch“ konzipierte Studie auf eindringliche Weise die Frage, welche Strukturbedingungen erfüllt sein müssen, um der universitären Leitidee der „Freiheit“, wie sie oben erläutert wurde, dauerhafte Realisierungschancen zu sichern.

Damit diese Leitidee aber nachhaltig die Verhältnisse an unseren Universitäten gestalten kann – so können die Ausführungen dieses Artikels zusammengefasst werden – bedarf es neben den angedeuteten strukturellen Bedingungen einer institutionellen Trägerschaft, die Freiheit in Forschung und Lehre nicht als ungefährdete Selbstverständlichkeit des universitären Alltags hinnimmt, sondern als ständige Aufgabe, die jenem Verpflichtungsgefühl der Universitätsangehörigen gegenüber *ihrer* Institution entspringt, auf das eingangs hingewiesen wurde. Diese Aufgabe muss aktiv und, wenn es sein muss, aggressiv von allen, die an der Universität forschen und lehren, in die Hand genommen werden. Schon die Entwicklungspotentiale, die damit gegeben sind, dass Wissenschaft und Universität bei allen Gefährdungen doch nach wie vor in ihren grundlegenden Strukturen nach humboldtschen Prinzipien angelegt sind, widerlegen die an den Universitäten sich ausbreitende resignative Stimmung, die durch den Kulturpessimismus deutscher Feuilletons nicht selten noch verstärkt wird.<sup>11</sup> Doch auch abgesehen davon wäre zu fragen: welche andere als die humboldtsche Universitätsidee – die Verbindung freier Forschung mit freier Lehre also – sollte es denn sein, die eine bessere Antwort auf die Krisenerscheinungen der Zeit geben und,

als institutionelle Leitidee, die Träger von Forschung und Lehre in höherem Maße für sich engagieren könnte?

### *Meine Damen und Herren, liebe Festgäste!*

Ich hoffe, Sie sind nicht enttäuscht, wenn ich sie nicht mit ein paar griffigen Thesen entlasse. Ich bin ja ein eingefleischter Antifinalisierungstheoretiker. Deshalb widerstrebt es mir, meine Abschiedsvorlesung auf ein derartiges Ziel festzulegen. Ich halte es lieber mit Kafka, der am Ende seiner Parabel „Die Prüfung“ feststellt: „Wer die Fragen nicht beantwortet, hat die Prüfung bestanden“. Meine Gedankengänge waren, das bitte ich zu verzeihen, etwas gewunden – wohl auch wegen des Gegenstandes, der selbst labyrinthisch ist, kafkeske Züge trägt. Der Gang des Gedankens endet nicht hier. Wenn ich innehalte und zurückschaue, wie er verlief, so gibt er doch auch eine Perspektive nach vorne frei. Sie ist gewiß nicht die Perspektive des Untergangs, die heute vor einer Woche Ferdinand Seibt in der „Süddeutschen Zeitung“ beschworen hat unter dem Titel „Ende einer Lebensform. Von Humboldt bis Bologna: der atemberaubende Untergang der deutschen Universität“. Die Krise des institutionellen Selbstverständnisses muss kein Dauerzustand sein. Die Lage der Universität enthält so starke Herausforderungen, dass die Universitätsangehörigen, so möchte ich hoffen, die Leitidee der Freiheit *offensiv*, statt wie bisher *passiv*, zu vertreten beginnen, weil sie endlich als Verpflichtung empfinden, was ihnen die Institution – *ihre* Institution! – auferlegt. ■

<sup>9</sup> Wenn inzwischen die zweite, abschließende „Runde“ der Initiative auch ein paar kleinere Universitäten berücksichtigt hat – darunter die Universität Bayreuth mit Graduiertengeldern für die Afrikaforschung –, so ändert dies Münchs Befunde grundsätzlich nicht.

<sup>10</sup> Diese ist zu unterscheiden von der Kategorienverwechslung, die dem „Hochschul-Management“ neuerdings fast schon habituell unterläuft.

<sup>11</sup> Ein prägnantes Beispiel gab im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung vom 21.6.2007 Gustav Seibt unter dem Titel: „Ende einer Lebensform. Von Humboldt bis Bologna: der atemberaubende Untergang der deutschen Universität“.

## Research interests of

# Henri Samuel

## (Bayerisches Geoinstitut)

My primary scientific interest is the understanding of the dynamics and evolution of planetary systems, using both numerical modeling and analytical theory.

This involves a great variety of physical processes over a very wide range of time and space scales (from few seconds to few billions of years, and from microscopic to kilometer scale).

Another major difficulty in planetary sciences is that most of the ob-

servations only come from the surface of the planets. My research consists in using geodynamics to bridge the gap between the observations (seismology, geochemistry and mineral physics), as illustrated in the following.

### 1. Dynamical interpretation of geochemical data

The composition of lavas erupted at the surface of the Earth provide

important information about the evolution of the underlying mantle. However, these geochemical data deliver a time-integrated message that is difficult to interpret without considering the dynamical aspects. Therefore I model the dynamic evolution of the Earth mantle using numerical models in which geochemical composition are coupled to the dynamics. This allows one to produce synthetic geochemical data that can be compared with real data collected at the surface of the Earth.

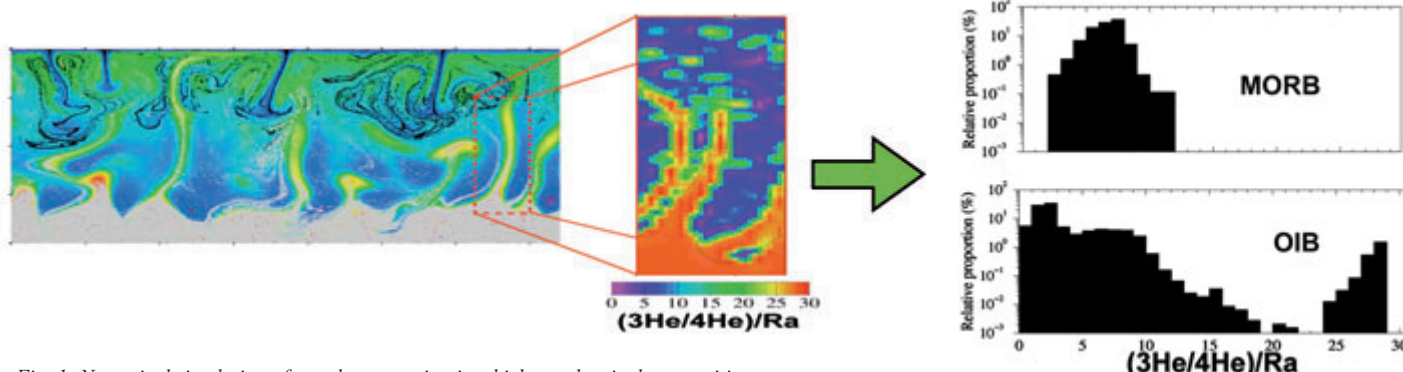


Fig. 1: Numerical simulation of mantle convection in which geochemical compositions are coupled to the dynamics (Top). Creation and recycling of oceanic crust (in black) and primordial material (grey) are taken into account. This allows one to follow the geochemical evolution of the mantle (middle panel), and to produce synthetic data (right panels) that can be compared with geochemical observations (in this case Helium compositions measured at the surface of the Earth).

### 2. Dynamical interpretation of seismological data

When an earthquake is triggered on a planet, seismic waves travel from the source to receivers (i.e., seismic

stations). The travel time of seismic waves depends on the medium they “sample” : e.g., temperature or composition. By inverting these travel times seismologists can build tomographic images of planetary in-

teriors. I model geodynamical scenarios and use them to produce synthetic tomographic models that can be compared with the real data, allowing a geodynamically consistent interpretation of seismic data.



Research interests of Henri Samuel

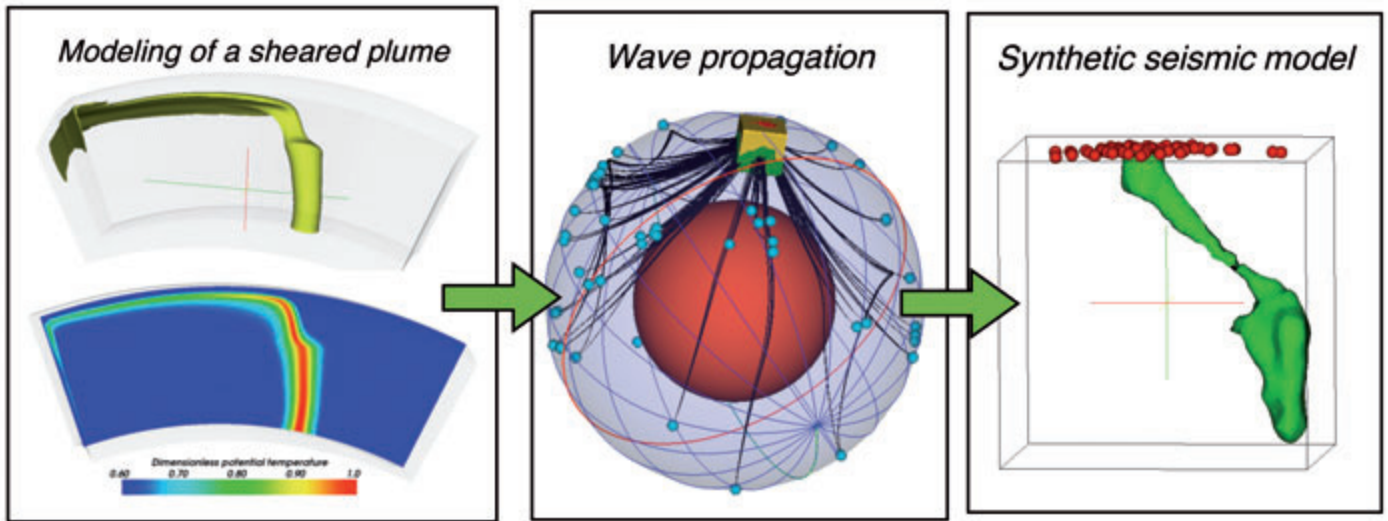


Fig. 2: Numerical simulation of a thermal plume rising below a moving plate (left). This thermal structure is converted into a seismic one using mineral physics and thermodynamic considerations. This structure is used to propagate seismic waves in a global Earth context (center). This allows one to generate synthetic seismic data and tomographic models (right), which can be compared with the real seismic data.

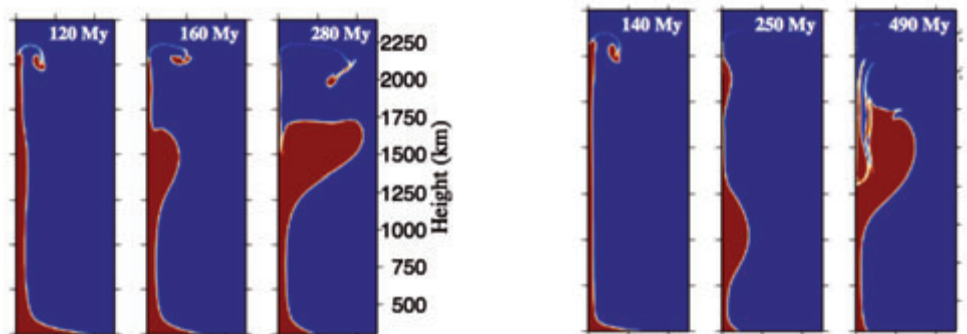
**3. Dynamical Influence of mineral physics**

High-pressure experiments and ab initio calculations yields the physical properties on Earth minerals (viscosity, compressibility, transport

properties etc.). I investigate the influence of these physical properties on the dynamics of mantle flow, as well as the impact on the interpretation of surface observations. For instance the effect of compressibili-

ty greatly affects plume dynamics in planetary mantles and can lead to either oscillatory or stagnant regimes. This needs to be taken into account when interpreting correctly seismological observations.

Fig. 3: Numerical simulation of a thermo-chemical plume in a planetary mantle. The left panel shows 3 snapshots in time for a case where pressure dependent physical properties are taken into account, leading to a stagnant plume. The right panel displays a case for which physical properties are constant, leading to an oscillatory regime of the plume. More simple analytic models can describe these two behaviors.



**4. Stirring & mixing processes in geophysical flows**

The study of the stirring history in planetary interior is essential to understand their long term evolution.

I study stirring processes in various geophysical contexts. For instance this type of study applies to large scale (few thousands of kilometers) solid-state convective systems, such as the Earth or Mars mantle that flow like liquids over

geological time scales (Millions of years and more). However, it also concerns magma chambers (few tens or hundreds of kilometers) in which multiphase flows (crystals and melt) coexist for few hundreds to thousands of years.

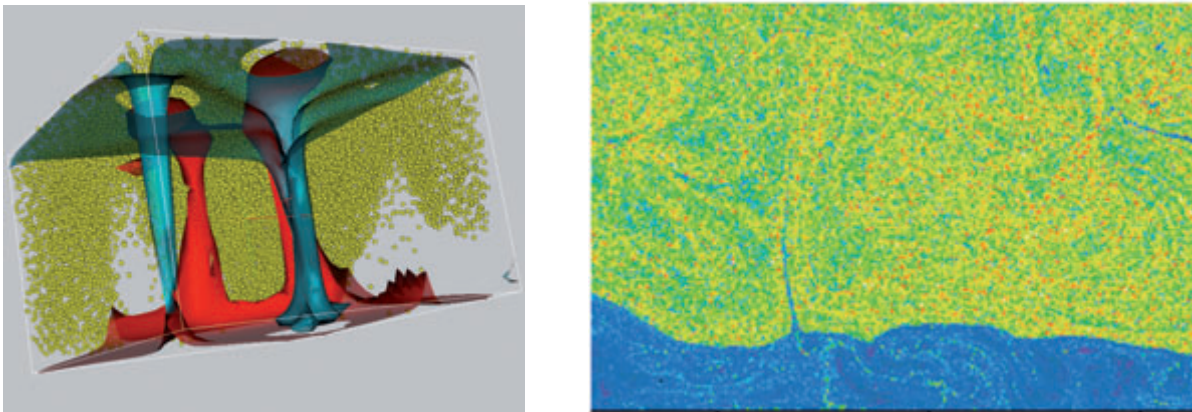


Fig. 4: Numerical simulation of bi-dimensional (right) and three-dimensional (left) thermo chemical convective flows. Lyapunov exponents (Left), indicating the stirring efficiency is much weaker in the lower, chemically denser region. The left figure displays cold (blue) and hot (red) temperature isosurfaces, together with the location of active tracers (e.g., solid crystals) that are advected by the fluid motions.

## 5. Dynamics of earliest stages of terrestrial planetary evolution

The first stages of terrestrial planets evolution determine the starting

point for their evolution. I investigate the dynamics of several plausible scenarios for the formation of metallic cores, the first major differentiation event that has occurred on several planets such as in Mars,

Venus or the Earth. For instance I consider core formation in terrestrial planets by Rayleigh-Taylor destabilization of a global iron layer or by the sinking of iron-rich diapirs (Fig. 5). ■

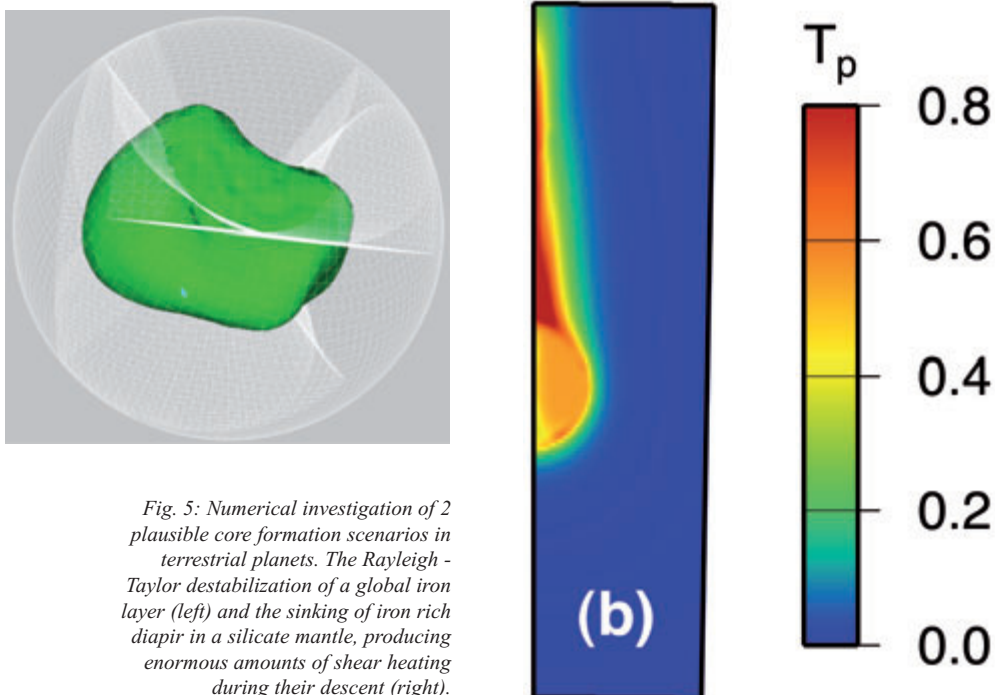


Fig. 5: Numerical investigation of 2 plausible core formation scenarios in terrestrial planets. The Rayleigh - Taylor destabilization of a global iron layer (left) and the sinking of iron rich diapir in a silicate mantle, producing enormous amounts of shear heating during their descent (right).



## Nachfolge am

# Prof. Dr. Stefan Napel

Seit dem 1.3.2007 ist der Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre IV (Mikroökonomie) neu besetzt. Nachfolger von Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Oberender wurde Prof. Dr. Stefan Napel. Stefan Napel (Jahrgang 1972) wurde in Konstanz geboren und wuchs in Hannover auf. Nach dem Abitur und Zivildienst in einer Kirchengemeinde studierte er an der Universität Karlsruhe Wirtschaftsingenieurwesen und am Trinity College Dublin Economics. Nach dem Diplom (1997) und einer Weltreise war er bis 2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Wirtschaftstheorie und Operations Research der Universität Karlsruhe.

2001 promovierte er mit einer Dissertation über „Bilateral Bargaining: Theory and Applications“, die mit dem alle vier Jahre vergebenen Etienne-Laspeyres-Preis für Volkswirtschaftslehre/Statistik der Universität Karlsruhe ausgezeichnet wurde. Er folgte im Jahr 2002 einem Ruf auf eine Juniorprofessur für Wirtschaftstheorie an der Universität Hamburg. Dort wurde es ihm ermöglicht, mit einem Postdokoranden-Stipendium des DAAD ein Jahr an der renommierten Boston University zu forschen.

In Boston begonnene Arbeiten über ökonomische Ungleichheit und soziale Mobilität in der Marktwirtschaft werden ihn auch nach seinem Wechsel von Hamburg nach Bayreuth regelmäßig in die USA führen. Angesichts der dortigen Universitätslandschaft erwartet Prof. Napel im Zuge der momentanen Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge eine stärkere Differenzierung der deutschen Universitäten. Er sieht dies als besondere Herausforderung und Chance für die Bayreuther Wirtschaftswissenschaft. Die vorhandenen Bachelorprogramme ziehen bereits exzellente Abiturienten an. Ihnen und Absolventen anderer Universitäten müssen im Master- und PhD-Bereich ähnlich attraktive Angebote gemacht werden. Mit fünf Lehrstühlen, die sich sowohl für das Studium der Volkswirtschaftslehre als auch in den Bereichen Gesundheitsökonomie, Philosophy & Economics und Betriebswirtschaftslehre engagieren, ist die Personalsituati-

on bei den Volkswirten zwar angespannt. Das entstehende Masterangebot dürfte durch eine enge Verzahnung der Lehre einerseits mit ausgewählten praxisrelevanten Anwendungen und andererseits mit aktueller Forschung (und damit auch einer integrierten Doktorandenausbildung) dennoch sehr wettbewerbsfähig sein.

Stefan Napels eigene Forschung setzt vor allem auf spieltheoretische Methoden. Mit ihnen lässt sich strategische Interaktion, z. B. zwischen den verschiedenen Institutionen der Europäischen Union, analysieren. Mit seinem finnischen Ko-Autor Prof. Dr. Mika Widgrén aus Turku hat sich Stefan Napel insbesondere mit dem Einfluss des Europäischen Parlamentes in der europäischen Gesetzgebung und bei der Wahl der Europäischen Kommission beschäftigt. Dabei wurde zunächst die Vermutung, dass das Parlament weiterhin nur über sehr begrenzte Macht verfügt, bestätigt. Vor allem aber wurde identifiziert, welche Aspekte der zuletzt mit dem EU-Beitritt von Rumänien und Bulgarien modifizierten Entscheidungsregeln hierfür verantwortlich sind. Insbesondere sorgt die im Vergleich sehr konservative Mehrheitsregel im Ministerrat dafür, dass das im Durchschnitt weniger am Status quo interessierte Parlament eine schwache Verhandlungsposition hat. Mit dem konstruierten Entscheidungsmodell lässt sich zudem quantifizieren, welche Machtkonsequenzen die Umsetzung des Vertrags von Lissabon haben wird: Weniger re-



## Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre IV



strikte Mehrheitserfordernisse im Ministerrat dürften indirekt den Einfluss des Europaparlaments erhöhen.

Stärker grundlagenorientiert ist die mikroökonomische Forschung, die Stefan Napel u. a. mit Prof. Dr. Werner Güth, Direktor des Max-Planck-Instituts für Ökonomik in Jena, zum Thema Präferenzentwicklung durchführt. Hierbei geht es u. a. um die Frage, inwiefern ein individuelles Interesse an Fairness und Verteilungsgerechtigkeit moralischer Luxus oder eine evolutionär

folgsversprechende Strategie ist. Es zeigt sich, dass eine erkennbare Fairnesspräferenz den Spielraum potentieller Verhandlungspartner zum eigenen Vorteil einschränkt. Das Gute und das Nützliche fallen somit zusammen.

Mit besonderer Unterstützung des Präsidiums und des Dekanats der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät finden zu diesen und anderen Themen sowie zu aktuellen Fragen der Wirtschaftspolitik regelmäßig Volkswirtschaftliche Forschungskolloquien statt, die

z. Zt. von Prof. Napel koordiniert werden. Zielgruppe hierfür sind neben den Doktoranden und Habilitanden der Universität Bayreuth auch fortgeschrittene Diplom- und Masterstudierende. Für sie bietet Stefan Napel im Rahmen der normalen Lehre methodenorientierte, englischsprachige Veranstaltungen zur Spieltheorie und Institutionenökonomik an. Im Bachelorbereich engagiert er sich vor allem für die mikroökonomische Grundausbildung und den Themenkomplex Markt und Wettbewerb. ■



# Neue Köpfe an der UBT

## Erstmals ein dritter Vizepräsident

### VWL-Professor Bernhard Herz kümmert sich um internationale Angelegenheiten



Prof. Dr.  
Bernhard Herz  
(Foto: F. Zwicker)

Die Universität Bayreuth hat jetzt einen dritten Vizepräsidenten. Ohne jegliche Gegenstimmen oder Enthaltungen wurde am 12. November in einer gemeinsamen Sitzung von Senat und Hochschulrat der Lehrstuhlinhaber für Volkswirtschaftslehre, Professor Dr. Bernhard Herz, gewählt. Er ist nun für den Bereich „Internationale Angelegenheiten und Außenkontakte“ zuständig.

Nach der neuen Grundordnung der Universität hat sie neben den bereits „klassischen“ Vizepräsidenten für den Bereich „Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs – derzeit der Mikrobiologe Professor Dr. Ort-

win Meyer – und dem Vizepräsidenten für „Lehre und Studierende – derzeit der Historiker Professor Dr. Franz Bosbach – einen weiteren Vizepräsidenten, dessen Aufgabenkreis durch das Präsidium bestimmt wird. Die Hochschulleitung hatte sich entschieden, den Bereich „Internationale Angelegenheiten und Außenkontakte“ mit diesem dritten Vizepräsidenten zu belegen.

Professor Herz verfügt über vielfältige internationale Erfahrung. So studierte er zwei Jahre an der französischen Universität in Pau, war 1985 beim „International Monetary Fund“ und dem „Board of Governors of the

Federal Reserve System“ in Washington D. C. (USA) Forschungsmitarbeiter, hielt sich als Gastwissenschaftler an den renommierten U.S.-Universitäten in Stanford und Berkeley auf und war Gastwissenschaftler bei der Europäischen Kommission in Brüssel. Der Ökonom, der seit 1996 den auf die Bereiche Geld und internationale Wirtschaft ausgerichteten VWL-Lehrstuhl bekleidet, ist unter anderem Mitherausgeber von „International Economics and Economic Policy“, und gehört sowohl der amerikanischen als auch der europäischen Ökonomen-Vereinigung an. ■

Neu dabei:  
Dr. Hans-Jürgen  
Wernicke (Foto: Süd-  
Chemie) und Nobel-  
preisträger Professor  
Robert Huber

## Neuer Hochschulrat nun komplett



Der aus je fünf externen und internen Mitgliedern bestehende neue Hochschulrat der Universität Bayreuth ist nun komplett und hat den Münchner Chemie-Nobelpreisträger Professor Dr. Dr. h.c. mult. Robert Huber und mit Dr. Hans-Jürgen Wernicke den stellvertretenden Vorstand der Süd-Chemie AG, München, neu in seinen Reihen. Die fünf externen Hochschulrat-Mitglieder wurden auf Vorschlag der Hochschulleitung und in Abstimmung mit dem Wissenschaftsminister Dr. Thomas Goppel kürzlich vom Senat der Universität bestätigt. Professor Huber (70) hatte 1988 den Nobelpreis für Chemie erhalten und war bis 2005 Direktor des Max-Planck-Instituts für Biochemie. Der mehrfache Ehrendoktor und Gast-

professor an verschiedenen internationalen Universitäten blickt auf eine Fülle akademischer Ehrungen zurück. Dr. Hans Jürgen Wernicke (49), ist ein promovierter Physiker und seit dem Frühjahr stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Süd-Chemie. Aber dem neuen Hochschulrat gehören auch alte Bekannte an. Dazu gehört mit dem emeritierten Ordinarius für Thermodynamik der TU München, Professor Dr.-Ing. Dr.-Ing. E.h. Franz Mayinger, ein Mann der ersten „Hochschulrat-Stunde“ und langjährige Vorsitzende dieses Gremiums. Seit 2000 dabei ist auch Dr. Ihno Schneevoigt, ehemaliges Mitglied des Vorstands und Arbeitsdirektor der Allianz Versicherungs-AG, München, und der Alli-

anz Lebensversicherungs-AG, Stuttgart, jetzt auch Kuratoriumsmitglied der Bayerischen Elite Akademie. Es gibt auch ein Wiedersehen mit dem ehemaligen Bayreuther Inhaber des Lehrstuhls Philosophie, Professor Dr. Wilhelm Vossenkuhl, der nach seinem Wechsel an die Universität München dem ersten Bayreuther Hochschulrat angehörte und nun wieder dabei ist.

Als interne Mitglieder waren im Sommer bereits die Professoren Carl Beierkuhnlein (Biogeographie), Rainer Hegselmann (Philosophie) und Hans Josef Pesch (Ingenieurmathematik) gewählt worden, außerdem Dr. Wolfgang Schöpf (Experimentalphysik) und der Student Stephan Clemens. ■

## Ralf Brugbauer neuer Direktor der Universitätsbibliothek

Ltd. Bibliotheksdirektor Dipl.-Biol. Ralf Brugbauer ist ab dem 1. November neuer Direktor der Bayreuther Universitätsbibliothek. Kurz vorher erhielt er seine Ernennungsurkunde durch Universitätskanzler Dr. Ekkehard Beck ausgehändigt. Bisher hatte Bibliotheksdirektor Dipl.-Phys. Manfred Blondke seit dem gesundheitsbedingten Ausscheiden von Dr. Karl Babl Ende Juli 2006 die Direktion vertreten. Der aus dem Emsland stammende

studierte Biologe war nach dem Referendariat für das wissenschaftliche Bibliothekswesen an der Universität Gießen und dem Besuch der Bibliotheksschule in Frankfurt/M. zur Bibliothek der Universität Marburg gewechselt. Dort war er zuletzt stellvertretender Leiter der Bibliothek. ■

*Ralf Brugbauer (rechts) bei der Aushändigung der Ernennungsurkunde durch Universitätskanzler Dr. Ekkehard Beck*



## Preisregen

Etliche Bayreuther Wissenschaftler erhielten in letzter Zeit einen verdienten Preislohn für ihre Arbeiten

*Regelrecht niedergeprasselt sind in den letzten Wochen unterschiedliche Preise in ebenso unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen auf Bayreuther Wissenschaftler. Egal wie die Preise auch dotiert sein mögen. Sie stellen jedenfalls kurzfristig wissenschaftliche Leistungen ins Rampenlicht, wobei längerfristige Folgen nicht ausgeschlossen sind. Jedenfalls sind die Preise oftmals Lohn für langes Bemühen, brillante Ideen und Beharrlichkeit. Einige der Preise der letzten Wochen sollen an dieser Stelle stellvertretend für etliche andere Preiswürdigungen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit erwähnt und kurz beschrieben werden.*

## Bayreuther Kristallchemiker mit E.ON-Kulturpreis ausgezeichnet

Der Kristallchemiker Innokenty Kantor wurde kürzlich für seine mit Auszeichnung bewertete Promotion über die Eigenschaften des Minerals Ferropentakis unter hohem Druck mit dem Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG geehrt. Die mit einem Preisgeld in Höhe von 4000 € verbundene Auszeichnung erhielt

der junge Wissenschaftler aus der Hand des Chemie-Nobelpreisträgers Professor Robert Huber, der übrigens dem neuen Hochschulrat der Universität Bayreuth an gehört. Herr Kantor (27) hat sich in seiner Dissertation mit Ferropentakis beschäftigt, einem Hauptbestandteil des unteren Erdmantels, in 660 –

2900 km Tiefe unter uns. Der untere Mantel macht mehr als die Hälfte der Masse der Erde aus. Alle Erkenntnisse, die wir über diesen Teil unseres Planeten haben, stammen aus dem Vergleich von Messungen im Labor mit geophysikalischen Beobachtungen, insbesondere der Ausbreitungsgeschwindigkeit von Erd-





*Innokenty Kantor (links) erhält den Kulturpreis Bayern aus der Hand des Chemie-Nobelpreisträgers Professor Robert Huber.*

bebenwellen im Erdinnern. Um dieses Minerals im Labor unter hohen Drücken untersuchen zu können, musste Kantor erst neue experimentelle Methoden entwickeln. Durch die Kombination verschiede-

ner Methoden, wie Röntgen- und Neutronen-Beugung, Mößbauer-Spektroskopie und Röntgen-Absorptionsspektroskopie unter hohem Druck konnte er einige bahnbrechende neue Erkenntnisse zur Struktur und den physikalischen Eigenschaften eines der dominierenden Minerale des unteren Erdmantels gewinnen. Mit diesen Untersuchungen widerlegte er eine Reihe von spekulativen Ideen, die in letzter Zeit in der wissenschaftlichen Literatur intensiv diskutiert wurden.

Innokenty Kantor ist gebürtiger Russe, der seine Studien in Geologie, Kristallographie und Kristallchemie an der Moscow State Uni-

versity 2003 mit Auszeichnung abschloss. Im Anschluss daran kam er als Doktorand nach Bayreuth an das Bayerische Geoinstitut. Hier gehörte er als assoziierter Doktorand dem Internationalen Doktorandenkolleg Oxides im Elitenetzwerk Bayern an. Die Resultate seiner Arbeiten hat er in neun Artikeln in renommierten internationalen Fachzeitschriften veröffentlicht, darunter auch eine Arbeit in „Science“.

Der Kulturpreis Bayern wurde von E.ON Bayern bereits zum dritten Mal verliehen. Er würdigt besondere Leistungen in Wissenschaft und Kunst. Schirmherr der Initiative ist Staatsminister Dr. Thomas Goppel ■

## Dissertation zur Rechnungslegung von Unternehmen mit dem Förderpreis belohnt

Für seine hervorragende Doktorarbeit ist Dr. Ingo M. Schmidt am 5. November in Nürnberg im Beisein von Bayerns Wissenschaftsminister Dr. Thomas Goppel mit einem Förderpreis der Bayerischen Landesbank in Höhe von 750 Euro ausgezeichnet worden. Dr. Schmidt hatte seine Doktorarbeit über „Ansätze für eine umfassende Rechnungslegung und Zahlungsbemessung und Informationsvermittlung – eine kritische Analyse unter Berücksichtigung der Goodwill-Bilanzierung“ beim Lehrstuhl für Betriebswirtschaftliche Steuerlehre und Wirtschaftsprüfung (Professor Dr. Jochen Sigloch) geschrieben. Er ist jetzt Mitarbeiter des Energiekonzerns E.ON in Düsseldorf.

Die Doktorarbeit des neuen Förderpreisträgers beschäftigt sich mit der Rechnungslegung von Unternehmen, ein Bereich, der aus verschiedenen Gründen im Umbruch ist. Wesentliche Triebkräfte hierfür sind die zunehmende Shareholder-Value-Orientierung von Unternehmen, die weltweite Fusions- und Akquisiti-onstätigkeit, die gestiegene Bedeu-



*Förderpreisträger Dr. Schmidt mit Gattin und Vizepräsident Professor Bosbach in Nürnberg im Rahmen der Verleihung des Wissenschaftspreises der Bayerischen Landesbank*

tung immaterieller Vermögenswerte und der mit der Internationalisierung der Rechnungslegung eingeleitete Paradigmenwechsel von einer Bilanzbewertung zu historischen Kosten hin zu einer umfassenden Zeitbewertung (Fair-Value-Bewertung) zahlreicher Bilanzgüter auch oberhalb dieser Kosten. Vor allem die traditionelle deutsche Rechnungslegung mit ihrer Betonung des

Vorsichtsprinzips sowie des Gläubigerschutzes und der Zahlungsbemessungsfunktion für Anteilseigner und Fiskus gerät hierdurch verstärkt unter Druck und sieht sich gestiegenem Reformbedarf ausgesetzt. Dieses Spannungsfeld zwischen einer umfassenden Rechnungslegung einerseits und einer nachprüf-baren Abbildung andererseits skizziert die Ausgangsfrage der Dok-

torarbeit von Ingo Schmidt. Ziel der Arbeit war die Entwicklung von Ansätzen für eine umfassende Rechnungslegung, die sich sowohl zur Ableitung erfolgsabhängiger Zahlungsansprüche als auch zur Bereitstellung entscheidungsnützlicher Informationen eignen. Als besonderer Untersuchungsgegenstand dient Schmidt der sog. Goodwill (Geschäfts- oder Firmenwert), der die nicht einzeln bewertbaren immateriellen Güter eines Unternehmens, wie z. B. einen guten Ruf bei den Kunden, einen günstigen Standort oder ausgezeichnete Belegschaft, bündelt und dessen Bilanzierung seit jeher in Theorie und Praxis höchst umstritten ist.

Dr. Schmidt entwickelte einen all-

gemeinen Reformvorschlag für das deutsche Bilanzrecht sowie spezielle Reformempfehlungen für die Bilanzierung des Goodwills und zeigte, dass eine umfassende Rechnungslegung im Sinne einer zunehmenden Orientierung am Unternehmenswert derzeit weder national noch international umgesetzt ist. Sein Vorschlag ist die funktionale Zweiteilung der Rechnungslegung in einen objektivierten Zahlungsbemessungsabschluss als Basisrechnung für die Besteuerung und Gewinnausschüttung aller Unternehmen einerseits und einen umfassenden Fair-Value- oder Informationsabschluss als Erweiterungsrechnung für kapitalmarktorientierte Unternehmen andererseits. Die

bilanziellen Wirkungen, Vorzüge und Problembereiche des Reformkonzepts verdeutlicht er am mit der Goodwill-Bilanzierung.

Die von Schmidt bearbeitete Thematik eines Zusammenspiels der Zahlungsbemessungs- und Informationsfunktion der Rechnungslegung entfaltet besondere Relevanz vor dem Hintergrund der jüngsten Überlegungen der Bundesregierung zur Modernisierung des deutschen Bilanzrechts sowie der Bestrebungen des internationalen Standard-Setters IASB zur Ableitung von Rechnungslegungsregeln für kleine und mittlere Unternehmen. Die Arbeit ist im Deutschen Universitäts-Verlag erschienen (ISBN 978-3-8350-0816-8). ■

## Rehau Preis für Wirtschaftswissenschaften an Absolventin Juan Kan

Dass bei unterschiedlichem kulturellen Hintergrund Führungskräfte zwar sehr ähnliche Vorstellungen über Management-Ziele haben, im Arbeitsalltag jedoch das praktische Handeln zu Konflikten und Ungereimtheiten führt, hat Juan Kan in ihrer Diplomarbeit belegt. Dafür wurde die Dipl.-Kauffrau unlängst mit einem der beiden diesjährigen Hauptpreise der

REHAU AG für Wirtschaftswissenschaften in Höhe von 4.000,- Schweizer Franken belohnt, der ihr im britischen Hill Court (Ross-on-Wye) bei Birmingham überreicht wurde. Zum ersten Mal fand die Übergabe des zum 8. Mal vergebenen Wirtschaftspreises im Rahmen einer internationalen Führungskonferenz statt.

Prämiert wurde damit ihre Diplom-

arbeit „Kulturelle Unterschiede im deutschen und chinesischen Management – Eine empirische Forschungsarbeit über die Auswirkungen kultureller Unterschiede auf die Zusammenarbeit in einem Joint Venture“. Die hatte sie am Lehrstuhl für Personalwesen und Führungslehre (Prof. Dr. Torsten M. Kühlmann) der Universität Bayreuth in Kooperation mit einem mittelständischen Unternehmen erstellt.

In der Arbeit gelingt es der Preisträgerin aufzuzeigen, dass deutsche und chinesische Führungskräfte zwar ähnliche Sollvorstellungen über „gutes“ Management teilen, in der Praxis jedoch große Abweichungen bestehen. Im Arbeitsalltag von deutsch-chinesischen Joint Ventures führen die unterschiedlichen Praktiken zu Konflikten und Missverständnissen zwischen Deutschen und Chinesen. ■



*Jurymitglieder und Preisträger des REHAU Wirtschaftspreises 2007: REHAU-Vorstand Jobst Wagner; Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Norbert Thom, Prof. Helmut Pernsteiner, Andreas Klusacek, Dr. Peter Nadig, die Bayreuther Preisträgerin Juan Kan, Lorenz Malär; Prof. Dr. Torsten M. Kühlmann und Prof. Dr. Freimut Bodendorf (von links).*



# Albert Maucher-Preis der DFG für Geowissenschaftler David Dolejš

Spezialgebiet: Evolution von Magmen und Entstehung von Erzlagerstätten



Wieder ein großer Erfolg für einen Bayreuther Nachwuchswissenschaftler. Dr. David Dolejš, Wissenschaftler am Bayerischen Geoinstitut der Universität Bayreuth erhielt am 8. November in München den mit 10.000 Euro dotierten Albert-Maucher-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Der 33-jährige Dolejš beschäftigt sich vorwiegend mit der Evolution von Magmen und der Entstehung von Erzlagerstätten. Durch Experimente im Labor sowie durch theoretische Untersuchungen konnte er insbesondere die Rolle des Elements Fluor bei der Entwicklung von Granitmagmen aufklären. Es ist seit langem bekannt, dass bestimmte Erzlagerstätten, wie etwa die alten, im Mittelalter abgebauten Zinnerzlagerstätten des Fichtelgebirges, immer verknüpft sind mit Fluorreichen Graniten. Dolejš konnte in einigen sehr eleganten Experimenten

zeigen, dass sich bei Zugabe von Fluor aus einer Granit-schmelze eine Fluorreiche Schmelze entmischt. Er konnte auch ein Modell entwickeln, mit dem man die Kristallisation einzelner Minerale aus einem Granitmagma sehr genau vorhersagen kann. Umgekehrt kann man mit diesem Modell aus Geländebefunden Rückschlüsse auf das ursprüngliche Granitmagma und damit auf seine Fähigkeit zur Bildung von Erzlagerstätten ziehen. Die Ergebnisse sind daher von großem praktischem Nutzen bei der Suche nach neuen Lagerstätten. David Dolejš wuchs in Tschechien auf und sammelte schon als Kind Mineralien. Er hat 1997 das Studium der Geowissenschaften an der

lern aufgebaut hat, in denen er seine herausragenden Fähigkeiten zur thermodynamischen Modellierung auf die unterschiedlichsten Probleme von der Erdkruste über den Erdmantel bis zum Erdkern anwendet. Am Bayerischen Geoinstitut koordiniert Dr. Dolejš auch die Graduiertenschule „Oxide“ im Elitenetzwerk Bayern und beteiligt sich an der Ausbildung von Doktoranden. Die herausragenden wissenschaftlichen Leistungen des jungen Forschers spiegeln sich auch in mehreren Auszeichnungen und Stipendien wider, die ihm während seiner Ausbildung in Europa und Nordamerika verliehen wurden. Der Albert Maucher-Preis für Geowissenschaften wird in der Regel

## *Forschungen von großem praktischen Nutzen bei der Suche nach neuen Lagerstätten*

Karls-Universität in Prag mit Auszeichnung abgeschlossen. 2004 promovierte er ebenfalls mit Auszeichnung an der McGill-Universität in Montreal (Kanada). Seit etwa zwei Jahren arbeitet er am Bayerischen Geoinstitut in Bayreuth, wo er seine eigenen Forschungsinteressen weiterverfolgt, gleichzeitig aber zahlreiche Kooperationen mit andere Wissenschaft-

alle zwei Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) an junge (bis etwa 35 Jahre) Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vergeben, die hervorragende Forschungsergebnisse erzielen konnten, „auch wenn sie dabei unkonventionelle Wege gegangen sind“. Den mit etwa 10.000 € dotierten Preis hat der Münchner Geologe Albert Maucher gestiftet. ■

## Erster Thurnauer Preis für Musiktheaterwissenschaft an Dr. David Roesner (Exeter)

Der mit 1500 € dotierte Thurnauer Preis für Musiktheaterwissenschaft – Thurnau Award for Music Theatre Studies 2007 - geht an Dr. David Roesner (Exeter). Der Preis wurde anlässlich des dreißigjährigen Bestehens des FIMT am 22. November 2007 während eines Festaktes, u. a. in Anwesenheit des bayerischen Wissenschaftsministers Dr. Thomas Goppel, verliehen. Über die Vergabe des Preises hat eine international zusammengesetzte Jury mit Gundula Kreuzer (Yale University), Prof. Dr. Anselm Gerhard (Universität Bern), Prof. Dr. Thomas Betzwieser (Bayreuth) und Prof. Dr. Anno Mungen (Bayreuth/Thurnau) entschieden.

Mit dem Preis wird Roesners Aufsatz „The politics of the polyphony of performance. Musicalization in contemporary German theatre“ belohnt, der mit einem modernen methodischen Ansatz zugleich herausragendes wissenschaftliches Potential beweist. Roesner ist mit seiner wissenschaftlichen Arbeit zum Musiktheater des 20. Jahrhunderts in Fachkreisen kein Unbekannter. In seinem nun prämierten Aufsatz interpretiert er die Formen der Musikalisierung insbesondere im so genannten Sprechtheater als eine der wesentlichen zukunftsweisenden Tendenzen des zeitgenössischen Theaters.

David Roesners Artikel beschreibt und untersucht das Phänomen der Musikalisierung im zeitgenössischen deutschsprachigen Theater als eine (Wieder-) Entdeckung der Musikalität von Sprache, Bewegung, Geräusch, Licht und anderen theatralen Ausdrucksmitteln und nicht als bloße Steigerung des Musikanteils in Schauspielproduktionen. Anhand der Arbeiten von Ruedi Häusermann, Sebastian Nübling, Heiner Goebbels, Christoph Marthaler und

Einar Schleef beobachtet Roesner wie Musikalisierung in Bezug auf den Probenprozess, die Aufführung und die Rezeption durch das Publikum neue Erfahrungsräume eröffnet. Darsteller und Zuschauer verhandeln ihre Erwartungen und ihre Gewohnheiten der Bedeutungsproduktion auf dem Theater neu. Im Fall von Heiner Goebbels beispielsweise ermöglicht die „Polyphonie der theatralen Ausdrucksmittel“ (Goebbels) dabei ein Theatererlebnis, das von den traditionellen Arbeits- und Bedeutungshierarchien (also das Primat des Regisseurs und des Textes) befreit ist.

Der Preisträger Dr. David Roesner, 1972 in Stuttgart geboren, studierte „Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis“ in Hildesheim, Bath und Bologna. 1998 schloss er sein Studium mit einer Diplomarbeit über „Körper – Komik – Kunst – Kommerz: Elemente der Commedia dell'Arte in den Silent Slapstick Comedies“ ab. Vier Jahre später promovierte er über das Thema „Theater als Musik. Verfahren der Musikalisierung in chorischen Theaterprojekten bei Christoph Marthaler, Einar Schleef und Robert Wilson“.

Darüber hinaus arbeitete Roesner als Theatermusiker und Regisseur für eine Vielzahl verschiedener Theaterproduktionen, darunter genauso theaterpädagogische wie professionelle Projekte, insbesondere in Kooperation mit dem Stadttheater Hildesheim. Nach mehreren Lehraufträgen war Roesner von 2002 bis 2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medien und Theater der Universität Hildesheim. Es folgten Gastdozenturen an der Universität Bern und der Universität Mainz. Seit 2005 ist Roesner Lecturer in Drama an der University of Exeter, Großbritannien  
Der Thurnauer Preis für Musik-

theaterwissenschaft wurde erstmals in der dreißigjährigen Geschichte des Forschungsinstituts für Musiktheater (FIMT) an der Universität Bayreuth ausgelobt. Er möchte neue Standards in der Musiktheaterwissenschaft mit diesem Wettbewerb anregen.

Eingesandt werden konnten Aufsätze und Essays zu allen relevanten Themenbereichen: von der Oper zum Musical, vom Vaudeville oder der Revue zum Musik-Film und zur Filmmusik, vom Ballett über das Tanztheater zur Tanzperformance, von der Aufführungs-Analyse zur Analyse von Partituren oder Librettos.

Das Forschungsinstitut für Musiktheater (FIMT) an der Universität Bayreuth ist eine international einmalige Forschungseinrichtung, die sich mit dem Musiktheater in seinem weitest denkbaren Verständnis befasst. Das Institut in der Schlossanlage im oberfränkischen Thurnau verfügt über eine einzigartige Bibliothek und umfangreiche dokumentarische Sammlungen, die von Wissenschaftlern und Praktikern aus aller Welt konsultiert werden. ■



David Roesner  
(Foto: Vladimir Miller)